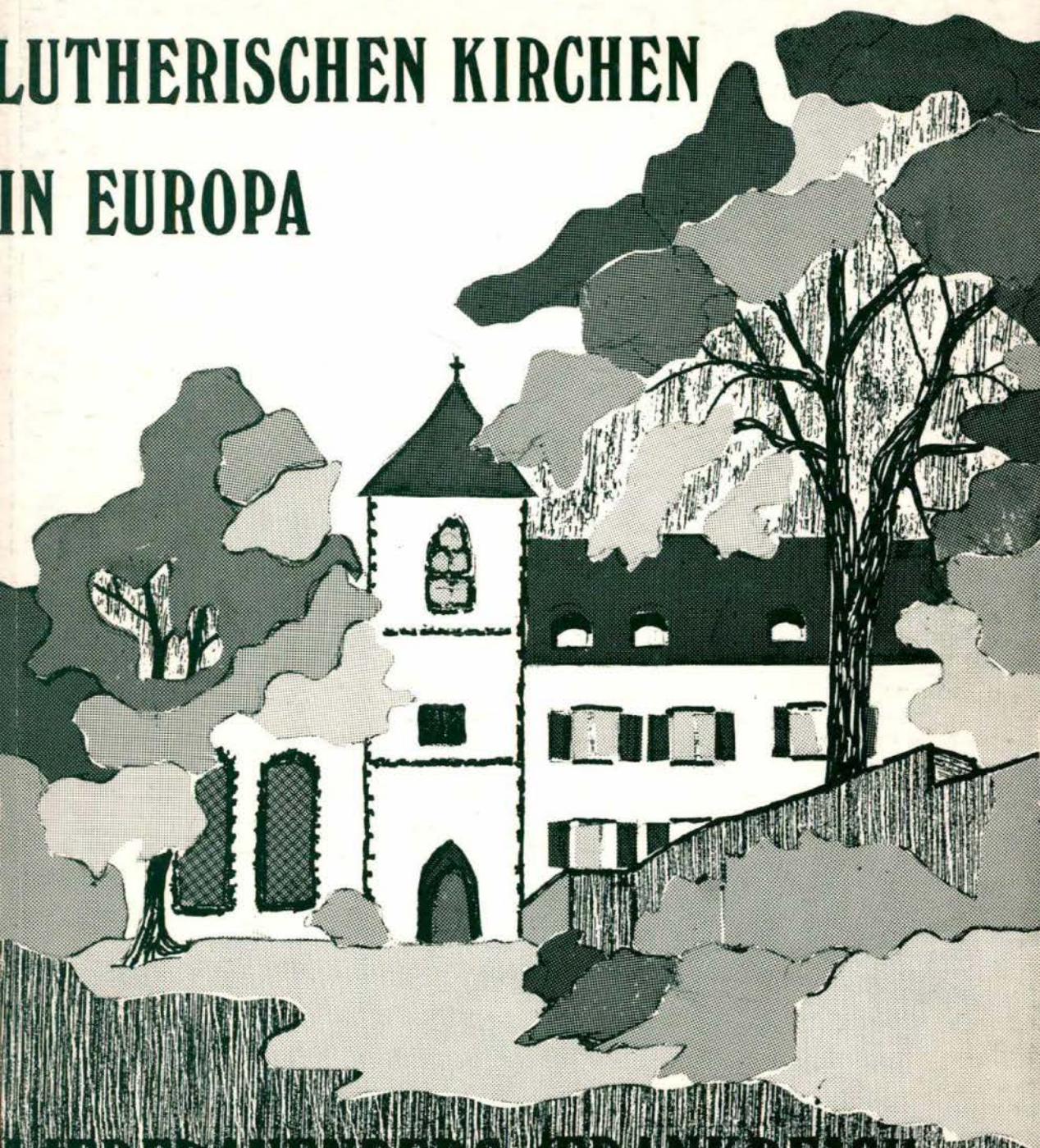


BERICHT DER KONFERENZ DER LUTHERISCHEN KIRCHEN IN EUROPA



LIEBFRAUENBERG / FRANKREICH

18. - 25. SEPTEMBER 1978

Das Umschlagsbild zeigt "La Maison de l'Eglise"
in Liebfrauenberg, Tagungsort der Konferenz.
(Nach einem Aquarell von Robert Kuven)

LUTHERISCHER WELTBUND

Kommission für Kirchliche Zusammenarbeit

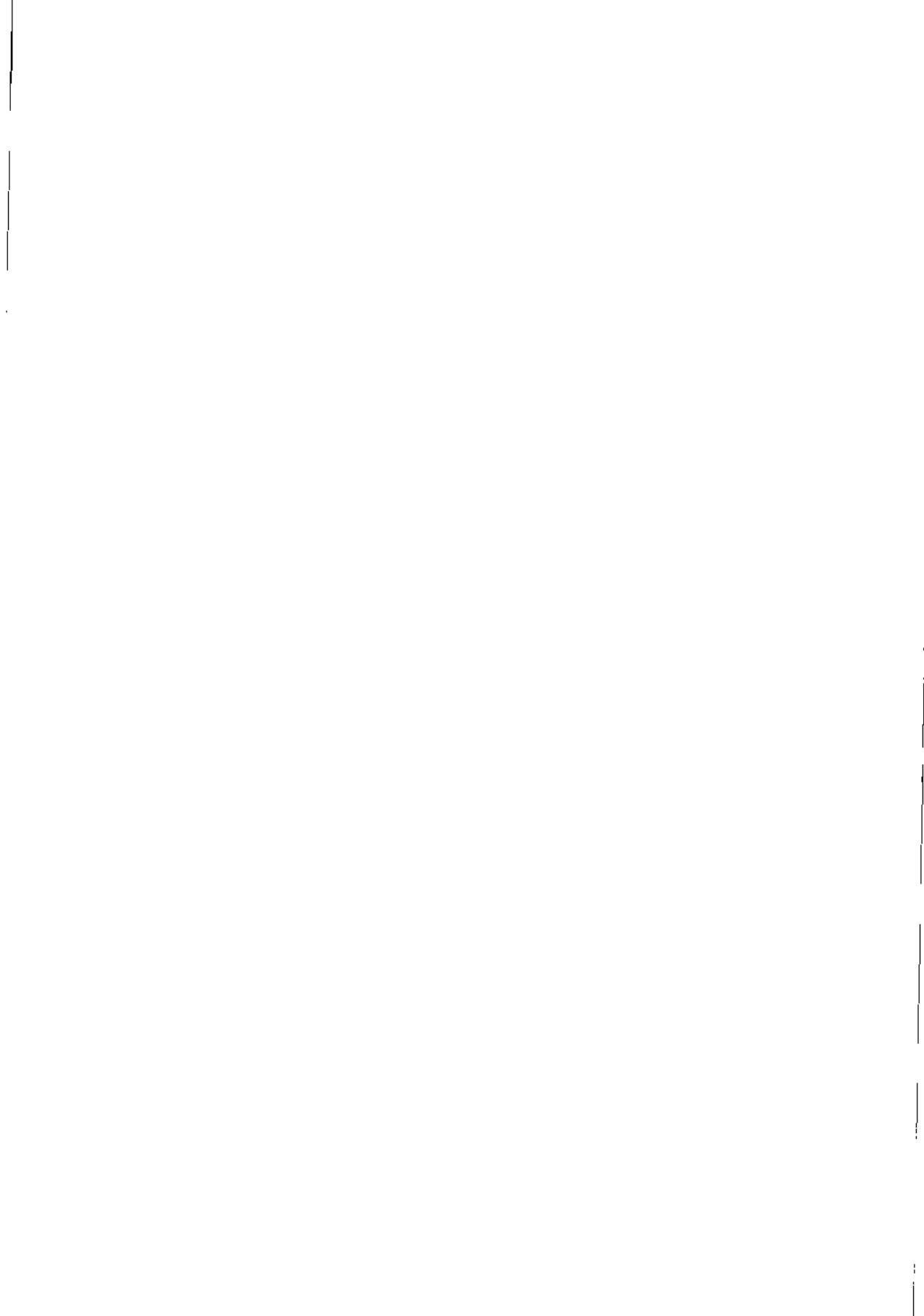
**BERICHT DER KONFERENZ DER
LUTHERISCHEN KIRCHEN
IN EUROPA**

**Liebfrauenberg bei Straßburg,
Frankreich**

18.-25. September 1976

INHALT

VORWORT	1 - 4
I. CHRISTSEIN - BEREITSCHAFT ZUR DIASPORA	
1. Dietrich Mendt (DDR) Bereitschaft zur Diaspora	5 - 14
2. Torgeir Havgar (Norwegen) Anmerkungen zu Dietrich Mendt	14 - 15
3. Michael Schuller (Rumänien) Die Evangelische Kirche A.B. in Rumänien als Volks-, Minoritäts- und Bekenntniskirche	15 - 20
II. DIE MISSIONARISCHE UND ÖKUMENISCHE HERAUSFORDERUNG DER DIASPORA	
1. Paul Frantz (Frankreich) Konfessionelle Diaspora im Dienst der Gesamtkirche . .	21 - 32
2. Pál Matos (Rumänien) Missionarische und ökumenische Verantwortung	32 - 34
III. LAIENAUSBILDUNG IN HEUTIGEN DIASPORASITUATIONEN	
1. C.H. Lindijer (Niederlande) Laienausbildung als Konsequenz des Priestertums der Gläubigen	35 - 47
2. Leif M. Michelsen (Norwegen) Sechs Thesen zu C.H. Lindijer	47 - 50
3. Hans-Georg Haberecht (DDR) Unterwegs zur einer gemeinschafts-, gesprächs- und handlungsfähigen Kirche	50 - 54
IV. WEITERE AUSBILDUNG DER PFARRER	
1. P.O. Nisser (Schweden) Weiterbildung der Seelsorge am Pfarrer	55 - 68
2. Ernő Ottyk (Ungarn) Pfarrerweiterbildung unter einheitlichem Konzept . . .	68 - 73



3. Hermann Riess (Bundesrepublik Deutschland)	
Erfahrungen mit der Pfarrerweiterbildung	
in Württemberg	73 - 79

V. AUF DEM WEG NACH DARESSALAM

1. Carl-Johan Hellberg (Genf)	
Der missionarische Auftrag der europäischen	
Kirchen	80 - 84
2. Ernst Eberhard (Bundesrepublik Deutschland)	
Die ökumenische Dimension der lutherischen	
Gemeinschaft	84 - 91
3. Oskar Sakrausky (Oesterreich)	
Von Nairobi nach Daressalam	91 - 103
4. Jan Michalko (Tschechoslowakei)	
Die VI. Vollversammlung im afrikanischen Kontext . .	104 - 109

VI. BERICHT DER ARBEITSGRUPPEN	110 - 121
--	-----------

TEILNEHMERLISTE	123 - 129
---------------------------	-----------

VORWORT

Die Konferenz für lutherische Kirchen in Europa, die vom 18. bis 25. September 1976 auf dem Liebfrauenberg (Frankreich) stattfand, war die neunte ihrer Art. Die erste dieser Konferenzen tagte 1956 in Österreich. An ihr nahmen vor allem Männer mit kirchenleitenden Funktionen teil. Für viele von ihnen bot sich hier die erste Gelegenheit - nach fast einem Jahrzehnt politisch bedingter Isolation -, einem grösseren Kreis von Kollegen aus anderen Ländern zu begegnen. Das Hauptthema dieser ersten Konferenz lautete: "Leben und Wachsen der lutherischen Minderheitskirchen in Europa". Unter diesem Thema wurden Besonderheiten und Probleme der Diaspora eingehend erörtert. In Berichten hoben viele Teilnehmer den Wert dieser brüderlichen Gespräche, bei denen der Austausch von Erfahrungen und Gedanken im Vordergrund steht, besonders hervor. Der Lutherische Weltbund wird immer wieder aufgefordert, auch weiterhin solche Konferenzen zu veranstalten, die nicht zuletzt dazu dienen, Kontakte zwischen den Kirchen in Ost- und Westeuropa herzustellen und zu pflegen.

Bis 1970 nahm diese Aufgabe das Referat für Minderheitskirchen in der Abteilung Weltdienst wahr. Seither ist das Europa-Referat der Abteilung für Kirchliche Zusammenarbeit dafür zuständig. Im Laufe der Jahre wurden folgende Konferenzen gehalten:

- | | |
|------|---|
| 1958 | Gdynia (Polen): "Die Schöpfung" |
| 1959 | Hohrodberg (Frankreich): "Evangelium und Evangelisation" |
| 1962 | Pohorje (Jugoslawien): "Unser Dienst in der heutigen Welt" |
| 1965 | Sliac (Tschechoslowakei): "Luthertum und Katholizismus" |
| 1968 | Budapest (Ungarn): "Exegese zwischen Glauben und Wissenschaft" |
| 1970 | Poiana Brasov (Rumänien): "Gemeinde und Pfarrer in einer mündigen Welt" |

1974 Warszawa (Polen): "Erneuerung der Pfarrerausbildung" und
 "Neue Aufgaben für die lutherischen Kirchen nach der Konferenz
 über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa".

Die Konferenz in Warschau wurde in Zusammenarbeit mit der Studienabteilung
des LWB durchgeführt.

Bis 1970 liefen diese Tagungen unter der Bezeichnung "lutherische Minder-
heitskirchenkonferenz". Dann wurden sie in "Konferenz für lutherische
Kirchen in Europa" umbenannt. Ihr Charakter hat sich dennoch nicht wesent-
lich verändert. Die Teilnehmer kommen aus allen lutherischen Kirchen
Europas, die Mehrheit jedoch aus den kleineren Kirchen. Es wird immer
besonders darauf Wert gelegt, dass diese kleinen Kirchen sich nicht -
wie es oft bei dieser Art von Zusammenkünften der Fall ist - "im Schatten
der grossen Kirchen" fühlen.

Die Hauptthemen einer jeden Konferenz werden zum grössten Teil von den
Teilnehmern der jeweils vorangegangenen Tagung vorgeschlagen. Alle diese
Konferenzen - die erste vielleicht ausgenommen - hatten bislang recht
informellen Charakter. Keine von ihnen könnte als für die lutherischen
Kirchen in Europa "repräsentativ" gelten oder sozusagen ein "Parlament"
dieser Kirchen darstellen. Ihr Charakter entspricht eher dem eines Pfarr-
konvents auf europäischer Ebene. Obwohl immer Kirchenleiter und Theologie-
professoren anwesend sind, besteht die Mehrheit der Teilnehmer aus Pfarrern
im Gemeindedienst. Die Konferenzen können also auch nicht den Anspruch
erheben, "Stimme der lutherischen Kirchen in Europa" zu sein. Aus diesem
Verständnis heraus sehen die Teilnehmer davon ab, Resolutionen zu verab-
schieden oder dem LWB im Namen der lutherischen Kirchen direkte Anweisungen
für seine Arbeit zu geben.

Die Hauptverantwortung für die Nacharbeit an diesen Konferenzen liegt bei den Teilnehmern: Es wird in zahlreichen Kirchenzeitingen über die Tagungen berichtet; die Konferenzthemen werden auf Pfarrerrzusammenkünften behandelt. Der LWB sorgt für die Verbreitung der vervielfältigten Vortragstexte, und zwar nicht nur unter den Teilnehmern, sondern auch in den Kirchen und bei verschiedenen interessierten Personen. Gesamtberichte wurden bisher nicht herausgegeben, was vielleicht als Mangel angesehen werden kann. Andererseits sollte die Bedeutung einer Konferenz nicht an der Menge der von ihr produzierten Dokumente gemessen werden. Was zu Papier gebracht wird, macht nur einen Teil des Wertes einer Konferenz aus. Von grösserer Bedeutung sind die Gespräche und das gegenseitige Verstehen.

Diese Gedanken leiteten auch die Vorbereitungen für die Tagung auf dem Liebfrauenberg. Die missionarische und ökumenische Aufgabe der lutherischen Kirchen in ihrer jeweils eigenen Situation wie auch als Teil der lutherischen Kirchenfamilie war das übergreifende Thema dieser Zusammenkunft. Die auf der Warschauer Konferenz (1974) vorgeschlagenen Themen (Fortbildung der Pfarrer, Laienbildung, Kirche in der Diaspora) wurden im Rahmen dieser Gesamtperspektive weiterbehandelt. Eine Neuheit auf dem Liebfrauenberg waren die Aussprachen über aktuelle Anliegen, die Gelegenheit boten, sich z.B. mit Fragen hinsichtlich der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa, der Lage im südlichen Afrika und der Arbeit anderer ökumenischer Organisationen zu beschäftigen. Da die Sechste Vollversammlung des LWB noch bevorstand, war es nur natürlich, dass man auf dem Liebfrauenberg den Erwartungen und Hoffnungen der lutherischen Kirchen in bezug auf die weltweite Zusammenkunft in Daressalam besondere Aufmerksamkeit widmete.

Ein wichtiger Aspekt dieser Konferenzen ist es, Kontakte zu Pfarrern und Gemeinden des jeweiligen Gastlandes zu knüpfen. Diese Bedeutung des Treffens zwischen Ost und West kam auch auf dem Liebfrauenberg zum Ausdruck. Zum

Beispiel konnten Teilnehmer aus den estnischen und lettischen lutherischen Kirchen in der Sowjetunion Gemeinden in Paris besuchen. Andere osteuropäische Teilnehmer bereisten das Elsass und Lothringen. Solche Möglichkeiten sind ein wichtiger Teil der Konferenzen, zumal in einer Zeit, wenn die meisten Mitglieder der westlichen Kirchen besser über Untergrund- und Dissidentenbewegungen im osteuropäischen Raum als über das eigentliche Leben und den Dienst unserer dortigen Mitgliedskirchen informiert sind.

Mit dem vorliegenden Berichtsband möchten wir das Unsere dazu tun, die Nacharbeit der Liebfrauenberger Konferenz zu fördern, damit die dort zur Sprache gebrachten Gedanken und Erfahrungen in möglichst weiten Kreisen der lutherischen Kirchen und der ökumenischen Bewegung Eingang finden.

Dr. Paul Hansen
Europa-Sekretär

Pfarrer Risto Lehtonen
Sekretär für besondere
Aufgaben in Europa

Abteilung für Kirchliche Zusammenarbeit

Mai 1977

I. CHRISTSEIN - BEREITSCHAFT ZUR DIASPORA

1. Dietrich Mendt (DDR)

Bereitschaft zur Diaspora

0. Vorbemerkung:

In den evangelischen Kirchen der Deutschen Demokratischen Republik hat es in den letzten Jahren eine Reihe von Untersuchungen zum Begriff und zur Sache der Diaspora gegeben, auf die ich dankbar, mitunter aber auch kritisch zurückgegriffen habe, ohne mich in diesem Referat im einzelnen damit auseinanderzusetzen. Dankbar möchte ich aber die folgenden Arbeiten erwähnen:

Bischof Dr. Werner Krusche: Die Gemeinde Christi auf dem Weg in die Diaspora (Vortrag auf der 3. Tagung der Provinzialsynode der Kirchenprovinz Sachsen. Maschinenschriftlich)

Diaspora. Untersuchungen zum gegenwärtigen Gebrauch des Begriffes. Beiträge A 1 "Gemeinde" von der Theologischen Studienabteilung des Bundes Evangelischer Kirchen in der DDR (Maschinenschriftlich)

Hildegard Führ: "Diaspora" im biblischen Verständnis. Diskussionsbeitrag in der Gemeindegemeinschaft des Bundes Evangelischer Kirchen in der DDR (Maschinenschriftlich).

Christa Grengel: Struktur und Verkündigung. Vortrag auf der LWB-Tagung in Lieselund/Dänemark im September 1975 (Maschinenschriftlich).

1. Einleitung:

1.1. Nachdem der Begriff "Diaspora" zur Kennzeichnung der Lage einer grossen Anzahl europäischer Kirchen in Gebrauch und ausführlich untersucht worden ist, will ich mich nicht mit einer Klärung dieses Begriffes aufhalten. Ich setze voraus, dass er im Sinne einer konfessionellen Diaspora alten Stils nicht gebraucht ist, sondern als die Bezeichnung für die

Gemeinde Jesu Christi inmitten einer nichtchristlichen Umwelt. Nur so will ich ihn im Folgenden verstanden wissen.

- 1.2. Ich meine aber, dass in der vergangenen und gegenwärtigen Diskussion zu wenig darauf geachtet worden ist, dass eine Minoritätskirche noch nicht ohne weiteres eine Diasporagemeinde ist, wiewohl man sicher sagen muss, dass eine Volkskirche es wesentlich schwerer hat, wirkliche Diaspora zu sein als eine Minoritätskirche und "Diaspora".
 - 1.2.1. Eine Minoritätskirche ist zunächst nichts weiter als eine kleine Minderheit von Christen in einer nichtchristlichen Umwelt.
 - 1.2.2. Eine Diaspora-Gemeinde ist aber eine Gemeinde, die die Verheissungen des Neuen Testamentes auf ihrer Seite hat insofern, als die Gemeinde des Neuen Testamentes, genauer: die vom Neuen Testament g e w o l l t e Gemeinde, eine Diasporagemeinde ist. Das wird zu zeigen sein. Ebenso wird zu zeigen sein, dass eine Minoritätskirche mitunter in ähnlichen Gefahren stehen kann wie eine Volkskirche, wenn sie sich nicht um sachgemässe Nachfolge bemüht.
 - 1.3. Insofern ist es keine Frage, dass die Diaspora eine echte und wünschenswerte Chance darstellt und die Bereitschaft zur Diaspora für den christlichen Glauben die Probe aufs Exempel ist.
2. Eine Diasporagemeinde ist eine Gemeinde, die es als ihre ständige Aufgabe ansieht, das Evangelium a l l e n Menschen zu verkündigen. Insofern ist sie eine Gemeinde, die, indem sie bekennt, ständig stirbt, um zu leben (Johannes 12,24).
 - 2.1. Verkündigung des Evangeliums an alle bedingt radikale Offenheit der Gemeinde. Offenheit als Lebenswirklichkeit der Gemeinde ist aber sicher in sich selbst schon ein Stück Verkündigung.
 - 2.1.1. Offenheit stellt sich dar als eine dauernde Grenzüberschreitung: Christen gehen mit der Nachricht des Evangeliums aus der Gemeinde hinein in den Alltag - Nichtchristen müssen

die Möglichkeit haben, ohne äussere und innere Schwierigkeiten die Grenze zur Gemeinde hin zu überschreiten. Deshalb sind die Formen, in denen die Gemeinde lebt, eine Einladung an alle - oder, im Zweifelsfall, auch eine ständige Erinnerung an alle, dass sie hier nicht zugelassen sind.

2.1.2. Es gibt verschiedene Gründe, die die Offenheit der Gemeinde (und damit ihren Diasporacharakter) gewährleisten:

- Glaube wird nicht gemessen. Es gibt keinen Unterschied zwischen "Bekehrten" und "Nichtbekehrten", zwischen "Kerngemeinde" und "Randsiedlern". Das Glaubensbekenntnis des Petrus "Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes" (Matthäus 16,16) steht gleichberechtigt neben dem des Vaters eines epileptischen Jungen "Ich glaube, hilf meinem Unglauben" (Markus 9,24).
- Es gibt keine soziologischen Zulassungsbedingungen zur Gemeinde: Gruppen, Teams, Arbeitsgemeinschaften, in denen Menschen im Alltag zusammenkommen, müssen nicht aufgelöst werden, wenn man in die Gemeinde kommt. Ehegatten brauchen sich nicht zu trennen, wenn sie das nicht ausdrücklich wollen. Generationen leben miteinander oder können lernen, miteinander zu leben. Im Alltag zusammenarbeitende Menschen verschiedener sozialer Herkunft können auch in der Gemeinde zusammenbleiben, unterschiedliche soziale Herkunft kann in der Gemeinde überbrückt werden usw.
- Menschen müssen sich nicht in eine völlig andere Kultur einleben, wenn sie die Gemeinde aufsuchen. Zwar können sie in die Lage versetzt werden, innerhalb der Gemeinde besondere kulturelle Formen herauszubilden, aber diese sind nicht Bedingungen ihrer Zugehörigkeit. Es werden alte und neue Lieder gesungen, alte und neue Uebersetzungen der Schrift angeboten, alte und neue Formen des Gottesdienstes gepflegt, bewährte und aktuelle

Glaubensbekenntnisse formuliert.

- Um die gute Nachricht Gottes weiterzugeben, nutzt und entdeckt die Gemeinde vorhandene Begabungen und findet und erfindet nötige neue. Sie legt sich nur insoweit auf vorhandene und an kirchliche Berufe gebundene Begabungen fest, als diese in der Lage sind, die gute Nachricht zeitgemäss zu verkündigen.

2.2. Verkündigung des Evangeliums an alle bedingt ständige neue Uebersetzung des Evangeliums in Wort und Tat.

- 2.2.1. Im Unterschied zu einer Volks- oder auch einer blossen Minoritätskirche ist jedes einzelne Gemeindeglied an der Uebersetzung beteiligt. Es weiss, wie es von der guten Nachricht her in einer bestimmten Situation zu handeln und wie es zu reden hat.
- 2.2.2. Eine besondere Aufgabe der Gemeinde besteht darin, ihre Glieder zu solcher Uebersetzung zu befähigen. Es genügt nicht, dass das Evangelium nur mitgeteilt wird, damit jeder es für sein Leben weiss und praktizieren kann, sondern der einzelne Christ muss auch wissen, wie er es anderen klar-machen und andere zu sachgerechtem Handeln durch das Evangelium bringen kann.
- 2.2.3. Inhaltlich wird eine Diasporagemeinde die Fragestellung "Heil und Wohl" überwunden haben und in den Spuren ihres Herrn die Nöte der Menschen heilen durch Vergebung und Zuspruch wie auch durch diakonisches Handeln. Sie wird wissen, wann die Situation das Wort und wann sie die Tat und wann sie beides erfordert. Sie wird dabei - in der Gewissheit der Gegenwart des Auferstandenen - gelassen bleiben, wenn dem Worte die Tat oder der Tat das Wort fehlt, weil Jesus auch dort redet, wo er nicht ausdrücklich vorgestellt wird und dort handelt, wo menschliches Handeln nicht zum Ziele kommt oder unmöglich ist.

- 2.2.4. In der Diaspora wird die Verkündigung des Evangeliums durch den einzelnen Christen an seinem Platz in der Welt die wesentlichste Verkündigung sein. Er hat das Wohl und Heil der anderen im Blick, mit denen er täglich zusammenlebt. Er kennt die richtige Uebersetzung der guten Nachricht für eben diese Menschen, und er legt schon allein durch sein Dasein, durch seinen Lebenswandel Zeugnis ab für das Evangelium, auch wenn es noch gar nicht artikuliert ist. Aber eben durch dieses schweigende Zeugnis hat er die besten Voraussetzungen, die gute Nachricht auch zur Sprache zu bringen, wenn es an der Zeit ist.
- 2.2.5. Die Diasporagemeinde wird sich aber immer auch fragen, in welcher Weise sie als Gemeinde das Evangelium schuldig ist, d.h., in welcher Weise sie als Gruppe eine geschlossene Uebersetzung zu liefern hat, wie etwa in bestimmten diakonischen Diensten, die der einzelne nicht wahrnehmen kann und die vielleicht in der Welt nicht wahrgenommen werden (die Arbeit an geistig Schwerbehinderten oder an Trinkern) oder auch die Praktizierung besonderer Weisen des Friedensstiftens, die ihr von ihrem Herrn her besonders naheliegen.
- 2.2.6. Die Diasporagemeinde wird besonders sorgfältig darauf achten, dass sie weder das Heil und Wohl des einzelnen allein im Auge hat noch das Heil und Wohl der Gesellschaft. Sie hat beides im Auge.
- 2.2.7. Dass die Gemeinden im Neuen Testament, etwa in Korinth und Rom, in Galatien und Ephesus, so verschieden gestaltet waren, ist ein Zeichen dafür, wie ernst sie ihre Diasporasituation genommen haben. Sie erlaubte ihnen nicht, in Korinth einfach nachzumachen, was in Rom richtig war, oder es in Ephesus genauso zu halten wie in den frühkatholischen Gemeinden des Petrusbriefes. Damit wirklich alle die Chance bekamen, das Evangelium zu hören, musste die Gemeinde je an ihrem Ort versuchen, allen gerecht zu werden.

2.3. Verkündigung des Evangeliums an alle heisst Verzicht auf alle Machtmittel. Die Gemeinde setzt sich selbst ständig aufs Spiel, weil sie weiss, dass das Evangelium - wie das Manna in der Wüste - schlecht wird, wenn man es nicht weitergibt (Bischof Arias auf der Weltkirchenkonferenz in Nairobi). Sie fragt nicht nach den Folgen, die ihre Verkündigung für den Bestand der Gemeinde haben könnte; sie fürchtet sich nicht davor, "Anstoss" zu erregen, sei es im Sinne möglicher Verfolgung oder auch im Sinne öffentlicher Lächerlichkeit.

2.4. Verkündigung des Evangeliums an alle heisst, allgemein gesprochen, ein ständiges Leben aus der Kraft des Auferstandenen.

2.4.1. Der Versuch lebendigen Gehorsams gegenüber dem Auferstandenen nötigt, die Gemeinde zu improvisieren. Sie kann nichts als endgültig hinnehmen, sondern sie muss bereit sein, ständig unter der Kritik des Auferstandenen Altes aufzugeben und Neues anzufangen. Tradition ist ihr in erster Linie Erinnerung an Zeiten des Gehorsams in ihrer Geschichte und fordert sie gerade deshalb zu immer neuer Ueberprüfung traditioneller Formen heraus. Dies kann die Gestalt des Gottesdienstes oder der Gemeindeveranstaltungen ebenso betreffen wie die Art ihrer Ämter und Dienste oder den Wortlaut ihrer Bekenntnisse.

- Gerade lutherische Kirche wird dabei nicht vergessen dürfen, dass ihre besonderen reformatorischen Bekenntnisschriften a k t u e l l e Bekenntnisse sind, die den Versuch machen, auf jeweils bestimmte Fragen bestimmte von der Zeit geforderte Antworten des Gehorsams zu geben. Wie wäre es sonst z.B. zu erklären, dass das gesamte Gebiet der Diakonie in den Bekenntnisschriften fehlt?

2.4.2. Alle unmittelbare Arbeit am Wort und mit dem Wort wird deshalb in der Diasporagemeinde immer im Vordergrund stehen, und zwar so, dass sie auch das letzte Gemeindeglied schöpferisch mit einbezieht. Weder Lehrauseinandersetzungen,

deren Inhalt dem normalen Gemeindeglied unverständlich bleiben muss, noch blosse Predigten, die auf Dialog und damit auf Rückkoppelung im Blick auf das Verständnis der Gemeinde (feedback) verzichten, können dieser Arbeit gerecht werden.

3. Eine Minoritätskirche, die sich weigert, Diaspora zu sein, ist ganz ähnlichen Gefahren ausgesetzt wie die Volkskirche.

Beispiele solcher Verweigerung sind:

3.1. Bezogenheit auf sich selbst! Manche Minoritätskirche hat den anderen nicht mehr im Blick und damit den Anspruch aufgegeben, das Evangelium an a l l e zu verkündigen. Sie ist in erster Linie auf die Erhaltung ihres Bestandes bedacht statt auf Mission. (Ein Pfarrer unserer Landeskirche nannte das "Kirchliche Nachlassverwaltung"!)

- Eine Volkskirche ist in dieser Gefahr, weil sie von keinen anderen mehr weiss. Alle gehören zu ihr. (Man muss allerdings die Frage stellen, wo es in der Welt heute noch eine Kirche gibt, zu der "alle" auch nur auf dem Papier gehören!)
- Eine Minoritätskirche ist in dieser Gefahr, weil sie den anderen fürchtet. Sie kennt ihn nicht, sie weiss nicht, wer da in ihre Gemeinde kommt und unter Umständen zu stören, wenn nicht zu zerstören droht. Der andere "gefährdet" die Kirche, weil er ihr Leben antastet. Sie verweigert aber damit dem anderen das Evangelium - und selbst wenn dieser andere in böser Absicht zu ihr gekommen sein sollte, verweigert sie ihm damit das einzige Mittel seiner Rettung! Die Gemeinde kann sich aber nicht erhalten, ohne die Botschaft weiterzugeben - es sei denn, sie hätte die Gemeinde der israelitischen Pharisäer zum Vorbild und nicht die des Neuen Testaments.

- 3.2. In der Tradition erstarrte Formen! Sie erinnern die Gemeinde an vergangene Grösse, wie etwa die lutherische Uebersetzung im deutschen Sprachraum, wie auch Luthers Deutsche Messe und viele seiner Lieder an vergangene Grösse erinnern. Sie beschwören das Leben der Reformationszeit, aber diese Beschwörung ist ein heidnischer Zauber und kein evangelischer Gehorsam! Er schreibt menschliche Geschichte fest und verweigert dem auferstandenen Herrn heute das Gehör.
- 3.3. "Amtskirche" statt "Bekenntniskirche"! Volkskirche wie Minoritätskirche stellen sich oft dar in den "Aemtern", die sie haben, und zwar in den von der Kirche bezahlten Aemtern. Sie sind es, die die eigentliche und oft die alleinige Verantwortung tragen, sie sind auch oft allein zuständig für den Verkehr mit der Welt. (Es ist also manchen Staatsfunktionären nicht übelzunehmen, wenn sie den Bischof belangen in Dingen, die die ganze Kirche betreffen oder auch einzelne Gemeinden, Pfarrer, Mitarbeiter usw. Sie werden damit genau dem Bild von Kirche gerecht, das sich ihnen bietet.) Gemeindeglieder haben in der Welt keine Stimme - und sie sollen oft auch keine haben. Mitunter wollen sie geradezu keine haben, sondern lieber im Schutz der Gemeindefestungen und der Autorität ihrer Amtsträger leben. Die "Dienste" solcher Gemeinden sind dann nicht die von der aktuellen Situation geforderten "Samariterdienste" in Wort und Tat, sondern die traditionellen, herkömmlichen Dienste der Kirche. Alle Herausforderungen an das Evangelium, denen diese vorhandenen Dienste bzw. Ämter nicht gerecht werden können, bleiben unberücksichtigt.
- 3.4. Gemeinde als "Festung"! Wenn auch die Minoritätskirche keinerlei Möglichkeit hat, es an öffentlicher Geltung und Wirkung und damit als öffentlicher Machtfaktor mit einer der grossen Volkskirchen aufzunehmen, so kann sie sich doch einigen. Sie kann ins Ghetto gehen wie die jüdische Diaspora, die unter Verzicht auf Aussenwirkung und in starrer und festgelegter Wirkung nach innen eine echte Chance hat auf

Duldung durch die Welt, so wie die jüdischen Gemeinden im römischen Reich geduldet waren. Aber diese Duldung ist nichts anderes als eine weise Erkenntnis von ihrer "Ungefährlichkeit". Niemand hat Lust, ins Ghetto zu ziehen! So halten zwar Minoritätskirchen ihren Bestand, aber sie verlieren ihre geistliche Kraft, bis eines Tages ihr Sterben - und zwar nicht ihr biblisches Sterben im Sinne von Johannes 12,24, das Leben gebiert, sondern ihr endgültiges Sterben - am Tage liegt. Selbst eine Kirche, die in keinerlei Verfolgungs- und Drucksituation lebt, kann auf diese Weise zugrundegehen, wenn sie ins Ghetto geht. Die blühenden Gemeinden Nordafrikas in der alten Kirche sind schon vor dem Einbruch des Islam geistlich gestorben an ihrem Verzicht auf jegliche Mission. (vgl. Hans-Ruedi Weber: "Kirche in Todesgefahr" in "Anruf und Aufbruch", Berlin 1965).

4. Schluss

Wir europäischen evangelischen Kirchen (aber wahrscheinlich sind katholische und orthodoxe Kirchen in derselben Weise betroffen) befinden uns in einer eigenartigen Situation. Wir sind alle auf dem Wege zur Minoritätskirche, soweit wir es nicht schon immer waren. Aber wir haben Angst, unsere Situation als Chance zur Diasporagemeinde anzunehmen und wahrzunehmen. Wir verfügen über nicht sehr viele historische Erfahrungen von der Verheissung der Diaspora. Nur selten hat sich die Geschichte vor allem evangelischer Gemeinden seitab vom politischen Geschehen vollzogen, im deutschen Sprachraum überhaupt nicht. Gerade unser lutherisches Landeskirchentum hat uns verwöhnt und vielleicht auch verdorben. Aber die Geschichte lutherischer und reformierter Christen im 16. Jahrhundert in Frankreich oder die Geschichte der Vertreibung der evangelischen Salzburger oder die ersten fünfzig Jahre der Geschichte der Herrnhuter oder die Geschichte der Siebenbürger Sachsen in der Gegenreformation geben uns Zeugnisse beispielhafter Diaspora, deren Sterben, mitunter blutig, mitunter unblutig, zum wahren Leben geführt hat.

Traditionen sind also da, Erinnerungen an die Wirkungsweise des Auferstandenen sind da - und ER selbst lebt auch heute, mitten unter uns, und wartet auf unseren Gehorsam.

2. Torgeir Haygar (Norwegen)

Anmerkungen zu Dietrich Mendt

Die entscheidende Frage, die ich an das Referat habe, lautet: Kommt der Referent nicht zu schnell zu seiner Definition der Diaspora? Er scheint mir zu rasch über die meisten kirchlichen Diasporasituationen hinwegzufliegen und dabei den Begriff der Diaspora in einer unerlaubten Weise zu idealisieren. Ist es möglich, der Volkskirche die Diaspora einfach als Ideal gegenüberzustellen? Ist das nicht eine reichlich formale Beschreibung der Gemeinde? Müsste man nicht darüber nachdenken, was christliche Gemeinde ihrem Inhalt nach ist?

Werner Krusche hat in seinem Referat, auf das Mendt hinweist, eine wesentlich nuanciertere Darstellung der Diaspora vorgelegt. Er spricht von einer ideologischen Diaspora und unterscheidet ausserdem zwischen der Diasporasituation der Kirchen in der Dritten Welt und derjenigen der Volkskirchen, die langsam zu Minderheitskirchen werden, ohne mit ihrer Geschichte als Volkskirchen brechen zu können oder zu wollen.

Meines Erachtens darf keine kirchliche Situation idealisiert werden. Lutherische Kirchen in Europa leben und wirken unter sehr verschiedenen Verhältnissen und Möglichkeiten. Für das christliche Zeugnis ist keine bestimmte äussere Situation massgebend. Gott hat Herausforderungen und Möglichkeiten für jede Kirche in jeder Situation. Darum kann die vom Neuen Testament gewollte Kirche sich sowohl in einer Volkskirche wie in einer Minderheitskirche realisieren. Wichtig ist, dass sie eine betende, bekennende und eine mit den Menschen ringende Kirche ist. Als Kirchen befinden wir uns miteinander in dem Spannungsfeld von Matthäus 28,19 und Lukas 18,8, zwischen dem "Gehet hin in alle Welt und machet zu Jüngern alle

Völker" und dem "Doch wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinst du, er werde den Glauben finden auf Erden?"

Traditionell bezieht sich der Begriff Diaspora auf eine Notsituation. Das gilt von der Zerstreuung der jüdischen Gemeinde bis zur Zerstreuung evangelischer Christen in katholischer Umgebung. Im Referat von Dietrich Mendt aber erscheint Diaspora nur noch als der eine und richtige Zustand der Kirche, nämlich als Ausdruck für die lebendige, bekennende Kirche Jesu Christi. Wenn das Wort Diaspora aber so gebraucht wird, kann man es nicht in Gegensatz zur Volkskirche stellen. Diaspora und Volkskirche schliessen einander nicht aus. Beide sind Möglichkeiten für die Gestalt der Kirche, sie sind auch Möglichkeiten zum Versagen.

Zum Schluss ein aktuelles Beispiel aus Lateinamerika: Die kleine, auf den Besitz des Evangeliums stolze lutherische Kirche in Chile hat fast versagt. Aber die von uns oft geschmähte römisch-katholische Volkskirche in Chile steht auf und wird die bekennende, handelnde, wache, christliche Kirche, die nach Römer 15,7 lebt und handelt, ohne Diaspora zu werden. Oder ist das vielleicht gerade "Diaspora"?

3. Michael Schuller (Rumänien)

Die Evangelische Kirche A.B. in Rumänien als Volks-, Minoritäts- und Bekenntniskirche

Volkskirche

Unsere Kirche ist seit ihren Anfängen Volkskirche. In ihr decken sich Volkstum und Kirche. Daran hat auch die Reformation nichts geändert, da die Siebenbürger Sachsen geschlossen zu ihr übergingen. Die Aufnahme in die Gliedschaft der Kirche geschieht durch die Taufe und fast ausschliesslich in den ersten Lebensmonaten.

Auch ihre Organisation zeigt, dass sie Volkskirche ist. Aufgrund ihrer Kirchenordnung ist sie in Einzelgemeinden, Bezirksgemeinden und in die Gesamtgemeinde eingeteilt. Die höchste Vertretung dieser Kirche, die Landeskirchenversammlung, setzt sich zu zwei Dritteln aus Laien zusammen, was zeigt, dass die Kirche nicht nur von ihren

Geistlichen getragen wird, sondern Kirche des Volkes ist. Die Gemeinden nehmen heute noch ihr uraltes Recht der Selbstverwaltung, der freien Wahl ihrer Pfarrer und kirchlichen Körperschaften in vollem Umfang wahr. Auch der Bischof wird in freier Wahl in sein Amt berufen.

Die Kirchenordnung stellt dem Pfarrer die Kirchenväter, Ältesten und Armenpfleger zur Seite. Diese können auch für die Gemeinde-seelsorge eingesetzt werden. In dieser Kirche war es nie möglich, von oben her zu leiten. Für verantwortliche Leitung war man auf die Erfahrungen der "Basis" angewiesen. Diese war und ist in der Lage zu beurteilen und zu tun, was für die Kirche hilfreich und tragbar ist.

Die Verbundenheit mit der Kirche ist evident, das Gemeinschaftsgefühl betont. Kranke und Arme werden von der Gemeinschaft gepflegt. An vielen Orten hat die Nachbarschaft neben anderen Gemeinschaftsarbeiten die Aufgabe, ihre "Nachbarn" auf den Abendmahlsgang durch Versöhnung vorzubereiten.

Bei uns ist "Volk" eine durch gemeinsame Geschichte und Blutserbe, gleichen Lebensraum und gleiche Sprache bestimmte menschliche Gemeinschaft. Auf diesem Hintergrund gesehen bedeutet Volkskirche auch eine diese Kräfte bejahende, hegende und pflegende Kirche.

Die Volkskirche, die manchen Missverständnissen ausgesetzt ist, kann weder durch das Credo begründet noch verworfen werden. Entscheidend ist die Frage, ob die volksskirchliche Ordnung den kirchlichen Dienst erleichtert oder erschwert. Die Schwierigkeiten der Volkskirche können auch in unserer Situation nicht geleugnet werden. Das volksskirchliche Gewohnheitschristentum ist auch bei uns eine Gefahr. Mancher gehört der Kirche nur aus völkischen Erwägungen an. Andererseits bietet die enge Verbindung von Kirche und Volk ausserordentliche Möglichkeiten missionarisch-diakonischer Betätigung.

Minderheitskirche

In zweifacher Weise ist die Evangelische Kirche A.B. in Rumänien Minoritätskirche:

- a) Minorität im Staat und
- b) Minorität in den Ortschaften.

Die Landeskirche umfasst über 170 000 Menschen bei einer Gesamtbevölkerung von 21 Millionen. Diese 170 000 Mitglieder unserer Kirche sind in rund 300 Kirchengemeinden zusammengefasst, von denen rund 200 das Recht auf einen eigenen Pfarrer haben. Die anderen Gemeinden werden in Gemeindeverbänden (Mutter- und Tochtergemeinden) oder als Diasporagemeinden betreut. Die meisten Gemeinden unserer Kirche zählen zwischen 400 und 600 Gemeindeglieder. Alle sind rumänische Staatsbürger deutscher Nationalität. Dass Konfession und Nationalität sich decken, ist auch sonst für dieses Land kennzeichnend. Schon im 16. Jahrhundert herrschte hier religiöse Toleranz. Spannungen und Schwierigkeiten ergaben sich vielmehr aus nationalen Gegensätzen.

Ein nicht zu übersehender Vorteil der Minoritätskirche ist die Möglichkeit einer genaueren Uebersicht, d.h. der Erfassung und Betreuung der Gemeindeglieder.

Ein bedeutsames Merkmal der kirchlichen Lage ist die fortdauernde Abwanderung von Gemeindegliedern, besonders aus kleinen Landgemeinden in die Städte und Industriezentren. Diese Erscheinung, die sobald nicht zum Stillstand kommen wird, hat die Gemeinden in einen Wandlungsprozess hineingetragen, wie er in der Geschichte unserer Kirche seinesgleichen nicht hatte. Die kleinen Landgemeinden werden zusehends kleiner. Solche Gemeinden werden dann durch Zusammenschluss zu vereinigten Pfarrgemeinden, oder durch den Anschluss an grössere Gemeinden als deren Tochtergemeinden in Gemeindeverbänden betreut. Den Schwierigkeiten, in die die Landgemeinden durch die Abnahme ihrer Mitgliederzahl geraten, versuchen wir durch die Einrichtung von Patenschaftshilfen zu begegnen.

Die Zuwanderung von Glaubensgenossen aus gut geordneten Landgemeinden in die Städte und Industriezentren stellt die Kirche vor schwierige Aufgaben. Der weitaus grösste Teil zieht die weitere Kirchenzugehörigkeit in der Herkunftsgemeinde vor, gerät aber infolge Vernachlässigung in ein kirchliches Niemandsland.

Diese Bevölkerungsverschiebung hat auch zur Neugründung von Gemeinden in den Industriezentren geführt. Vor diesen Kirchengemeinden und den übrigen Stadtgemeinden steht die wichtige Aufgabe, den neu Zugewanderten Nestwärme zu bieten. Das macht auch die "Verschiebung des Schwerpunktes unseres kirchlichen Dienstes vom Institutionellen, Geordneten, Unpersönlichen zum Personalen, Seelsorgerlichen, Menschlichen nötig. Nur über diese Brücke führt der Weg zur inneren Erneuerung des Glaubenslebens und der Gemeinschaft, damit aber auch zu neuer Glaubwürdigkeit der Kirche als Institution und der Pfarrer als ihrer Boten" (Bischof Klein).

Eine Gefahr der Minoritätskirche ist ihre Isolierung. Sie zieht sich selber zurück oder sie wird in die Isolation gedrängt. Als Minorität passt man oft nicht in die gegebene Situation hinein. Andererseits lernt eine Minderheitskirche, weder auf eigene noch auf andere menschliche Hilfe, sondern allein auf Gottes Hilfe zu hoffen. Als Minoritätskirche haben wir keine institutionalisierende Diakonie, Kranken- und Armenpflege. Dagegen werden von alters her die Kranken, Armen und Einsamen von den Nachbarschaften betreut.

Es soll nicht verschwiegen werden, dass die kleine Zahl ein grösseres Gewicht durch die guten Beziehungen zum LWB, dem Ökumenischen Rat der Kirchen und deren Mitgliedskirchen bekommt. Es ist für unsere Kirche sehr wichtig, in diesen ökumenischen Organisationen integriert zu sein. So gehören wir wirklich nach innen und aussen zu der grossen Weltkirche.

Die brüderlichen Beziehungen zu allen anderen Kirchen im eigenen Land werden gerne gepflegt. Beispiele dafür sind das gemeinsame

theologische Institut, die Abendmahlsgemeinschaft sowie die Weltgebetswoche.

Bekenntniskirche

Die Evangelische Kirche A.B. in Rumänien gründet auf dem Wort Gottes, wie es in der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments geoffenbart ist. Seit der Reformationszeit ist die Confessio Augustana invariata ihr rechtmässig anerkanntes Glaubensbuch. Doch ist in der Ueberlieferung dieser Kirche einbegriffen, dass ihr die ökumenischen Symbole und Martin Luthers Kleiner Katechismus gleichfalls Bekenntnisschriften sind. Ich glaube, nicht zu übertreiben, wenn ich sage, dass man hier bemüht ist - und auch Zeichen davon sieht -, dass das Bekenntnis der Kirche Leben und ihr Leben Bekenntnis ist.

Das gottesdienstliche Leben kann in den Gemeinden in vollem Umfang aufrechterhalten werden. Der Gottesdienstbesuch, mit 13% an gewöhnlichen Sonntagen und mit 32% an Hochfesten, ist relativ gut. Diese guten Durchschnittszahlen allerdings sind vornehmlich dem immer noch sehr guten Gottesdienstbesuch in den kleinen Landgemeinden zu verdanken. Erfreulich ist auch die Beteiligung am Heiligen Abendmahl.

Die Kirchlichkeit nimmt nicht ab. Die geistlichen Handlungen: Taufe, Konfirmation, Trauung und Beerdigung werden im ganzen Bereich unserer Kirche von so gut wie allen Gemeindegliedern in Anspruch genommen. Es gibt keine Kirchenaustritte. Alle Kinder nehmen an der Christenlehre und am Konfirmandenunterricht teil.

In den letzten fünf Jahren ist eine neue, eigene Agende für die Gottesdienste im Entwurf zum Gebrauch herausgegeben worden. Neue Ordnungen für die geistlichen Handlungen (Heiliges Abendmahl, Taufe, Konfirmation, Trauung und Beerdigung) sind von der Landeskirchenversammlung im Jahre 1974 für den Gebrauch in der ganzen Kirche beschlossen worden. Luthers Kleiner Katechismus konnte in demselben Jahr in einer neuen Auflage erscheinen. Mit der Herausgabe eines neuen Gesangbuches kann Anfang 1977 gerechnet werden.

Eine neue kirchliche Lebensordnung ist in einer ersten Fassung ebenfalls erarbeitet worden und soll in den zuständigen Gremien begutachtet werden.

Die Verantwortung unserer Kirche gegenüber der Gesellschaft drückt sich in ihrer Verkündigung und der christlichen Haltung ihrer Glieder in Familien- und Berufsleben aus. Wenn wir die Botschaft **treu** auslegen, dürfen wir darauf vertrauen, dass diese Botschaft wirkt.

Das Volk der Siebenbürger Sachsen, dem ich angehöre, hat das Vertrauen auf den Herrn in Lagen, wo Menschen keine Aussicht für ihren Bestand mehr sahen, immer wieder, bis in unsere Tage hinein, erfahren. Unsere Kirche hat sich besonders in den letzten drei Jahrzehnten als Kirche Jesu Christi verstanden. Diese Kirche, mit sehr viel Tradition, hat es nicht leicht, sich umzustellen, für immer neuen Aufbruch bereit zu sein. Sie trägt für manchen Aussenstehenden mit ihrem reichen Brauchtum "unnötigen Ballast". Man rät uns, diesen über Bord zu werfen. Aber wir sehen unsere Tradition zumindest als eine liebe Last, die zum Kreuz unserer Kirche gehört, das wir freudig tragen wollen.

II. DIE MISSIONARISCHE UND ÖKUMENISCHE HERAUSFORDERUNG DER DIASPORA

=====

1. Paul Frantz (Frankreich)

Konfessionelle Diaspora im Dienst an der Gesamtkirche

In meiner Eigenschaft als Pfarrer, der zehn Jahre lang eine Diasporagemeinde betreut hat, möchte ich dies Referat halten. Das abstrakt formulierte Thema: die missionarische und ökumenische Herausforderung der Diaspora, werde ich also von meinem Sitz im Leben aus behandeln. Ich werde mich darum bemühen zu schildern, wie durch meine Arbeit in der Diaspora ich mich dazu herausgefordert fühlte, missionarisch und ökumenisch zu wirken, und welche Überlegungen praktischer und theologischer Art sich damit verknüpfen.

Die Gemeinde liegt nördlich von Strassburg, am Rhein. Die fünf grösseren Dörfer sind stark katholisch geprägt, vielleicht deshalb, weil sie sich sehr spät durch die Dragonnaden der Gegenreformation wieder zu Rom bekannten. 1965 zählte man dort 40, 1975 500 Protestanten. Es handelt sich vor allem um bescheidene Arbeitnehmer. Sie haben sich in den neuen Vierteln ein Häuschen gebaut oder wohnen in den Häusern der neuen Oelraffinerie.

Es handelt sich also um eine neu entstandene, konfessionelle Diaspora, in der die Protestanten sich zuerst gar nicht kannten, sich fremd fühlten und deshalb einigelten. Die katholische Bevölkerung war grosszügig und die Zivilbehörden entgegenkommend.

Die neu zugezogenen Protestanten zu finden, zu erfassen und zu besuchen war nur eine Sache der Arbeit und der Treue. Nun aber stellte sich bald die Frage: wie ist diesen Christen zu dienen, wie stärken ich sie in ihrem Glauben, wie können sie zu einer Gemeinde werden?

Von einer geschlossenen, traditionellen Gemeinde herkommend und der Problematik der Diaspora völlig fremd, wollte ich zuerst die Abwehrkräfte der Gemeinde wecken und ihr Selbstbewusstsein fördern.

Sie sollten ihre Identität finden und betonen. Abgrenzung und Stolz sollten das Resultat dieser Arbeit sein.

Nun zwangen mich die Ereignisse und die Reaktionen zu einer gründlichen Ueberprüfung meiner Absichten. Ich stellte fest, dass die Gemeindeglieder bei der konfessionellen Schulung und Ausrichtung sehr rasch abschalteten. Es war für sie vielleicht eine Zeitlang interessant, doch sie ermüdeten bald und hörten nur noch aus Höflichkeit zu. Einzelne nur fanden Gefallen an diesem Ausbau der Partikularismen. Und dies waren die aggressiven, krankhaften und lieblosen Fanatiker, ein Grund mehr, sich neu zu orientieren und nicht in einer offenbar unfruchtbaren Kontrasituation zu verharren.

Die Lage musste neu studiert und neue Ueberlegungen angestellt werden, um zu wissen, welchen Bedürfnissen die Arbeit in der Diaspora gerecht werden sollte. Jetzt erst merkte ich, dass selbst in Familien mit protestantischen Kindern die Mischehe die Regel war.

Ich stellte fest, dass gerade in dieser Gemeinde der entwurzelten und zusammengewürfelten Protestanten der konfessionelle Abwehrreflex kaum bestand. Wohl gab es noch Misstrauen gegenüber der katholischen Kirche, doch waren die Katholiken als Christen angenommen und als Nachbarn, Kollegen und Freunde willkommen.

Die Mischehe hatte eine katholische Verwandtschaft bewirkt. Urbanisierung, Industrialisierung und konfessionell gemischte Schulen sorgten für den Rest. Ich hatte es also mit Gemeindegliedern zu tun, welche bewusst oder unbewusst erkannt hatten, dass Katholiken auch christgläubig sind, und für die konfessionell ausgerichtete Arbeit etwas Anachronistisches an sich haben musste.

Ich stellte weiter fest, dass Protestanten und Katholiken gemeinsam vor denselben Schwierigkeiten stehen: Wie formuliere ich meinen Glauben, wie setze ich ihn in den Alltag um, was sage ich angesichts der Aggression und der dringlichen Angebote der Sekten, der Parareligionen und der Ideologien?

Auch kannten unsere Protestanten die katholische Kirche besser und von innen heraus. Manches an ihr imponiert und gefällt ihnen, zum Beispiel die Form des Gottesdienstes - Möglichkeit der unmittelbaren Beteiligung am Gesang wegen der leichten Refrains.

Dies zu erfassen und zu verstehen bedeutete für mich eine grosse Verunsicherung. Die Gegenwart und sogar die Mitarbeit der katholischen Ehepartner oder Kinder zwang mich schliesslich dazu, mir die Frage zu stellen, ob ich durch meine Arbeit als protestantischer Pfarrer nicht ein Faktor des Unfriedens und des Zweifels innerhalb der Familien und der Ortschaften war.

Welche Berechtigung hatte meine Gegenwart und meine Arbeit, besonders in den Dörfern, die einen evangelisch gesinnten katholischen Priester hatten? Lohnte sich der Aufwand an Zeit, Geld und Mühe, lohnte sich der Unterhalt einer Kapelle und der Bau eines Gemeindesaales? Ich war stutzig geworden und konnte zuerst auf die wesentlichen Fragen im Hinblick auf den Sinn und die Ausrichtung meiner Tätigkeit keine zufriedenstellende Antwort finden.

Ich will gleich die wichtigste Behauptung vorwegschicken. Behauptung oder Einsicht, die mir weiterhalf. Sie lautet: Konfessionelle Diaspora und deren Pflege sind berechtigt, solange diese Gegenwart und diese Arbeit der ganzen Kirche dienen. Diaspora in konfessioneller Hinsicht findet ihre Berechtigung im Dienst an der Gesamtkirche.

Ich werde nun schildern, wie ich zu dieser Antwort kam. Die konfessionell defensive oder aggressive Arbeit konnte ich nicht mit gutem Gewissen weiterführen. Ich versuchte, meine Arbeit ökumenisch zu gestalten. Es fanden sich Priester, die dazu bereit waren, in den Schulen ökumenischen Religionsunterricht zu erteilen, das heisst zuerst einmal, mit mir zusammen.

Es wurde zu einem beglückenden und wohl auch beschämenden Erlebnis. Wir probierten es zuerst mit den Fünfzehnjährigen. Die Jugendlichen, die beim konfessionell geteilten Unterricht teilnahmslos dasassen,

die Unruhestifter, sogar die Zweifler und die, die aus Spass Opposition betrieben, alle machten mit.

Das Wirken des Heiligen Geistes war mit Händen zu greifen. Plötzlich war der Ernst da und der Bann wie gebrochen. Das Miteinander des Pfarrers und des Priesters zeigte ihnen, dass wir sie nicht kontrollieren, beeinflussen oder gar kassieren wollten. Es wurde ihnen klar, dass wir nicht für uns und unseren Verein, sondern für sie selbst da waren.

Auf anderen Ebenen noch wurde geplant und probiert. Viele unserer Arbeiter waren in der nahen Oelraffinerie beschäftigt. Sie hatten spezifische Probleme; die bewussten Protestanten unter ihnen hätten diese gerne im Lichte des Evangeliums studiert. Von vornherein war es klar, dass eine konfessionell ausgerichtete Tagung nichts eingebracht hätte. Wir konnten ihre katholischen Kollegen interessieren und hielten mit überwiegend katholischer Beteiligung zwei fruchtbare und klärende Tagungen ab, welche ohne die ökumenische Komponente nicht denkbar gewesen wären.

Durch solche Erfahrungen wurde mir klar, dass die konfessionelle Diaspora gedient hat. Die Gegenwart der protestantischen Minderheit war notwendig, eine Chance, und wirkte auf die katholische Mehrheit wie ein Stachel. Sie gab Anstoss, im besten Sinn des Wortes.

Jahrhundertlanges selbstverständliches Christentum im Sinne von automatischer Zugehörigkeit zu einer Konfession hatte eingeschläfert und bewirkt, dass man von der eigenen Konfession kaum noch etwas Neues, Aufregendes oder Erfreuliches erwartete. Der intensive Kontakt mit der konfessionellen Minderheit erregt Aufmerksamkeit und verhindert Lethargie und Verflachung.

So hat uns die Arbeit in der konfessionellen Diaspora dazu gebracht, mit den katholischen Christen zusammenzuarbeiten. Diese ökumenische Ausrichtung verlieh unserer Arbeit erst den nötigen Tiefgang und die erwünschte Durchschlagskraft. Wir standen zu unserem

Glauben, denn wir hätten mit einer Verschmelzung oder mit unserem Aussterben niemandem einen Dienst geleistet.

Eine konfessionelle Diaspora dient, weckt, fordert heraus und spornt an, vorausgesetzt, dass sie sich nicht einigelt und durch Zeugnis und Tat der ökumenischen Herausforderung, die ihrer Lage eigen ist, gerecht wird.

Es ist natürlich auch notwendig, solch ein Bewusstsein des Dienstes zu wecken und diesen zerstreuten Protestanten zu sagen, welche Pflichten sie haben, dass sie nämlich der Gesamtkirche unter den gegebenen Umständen nur dann dienen, wenn sie dem Erbe und dem Geist der Reformation treu bleiben. In solch einer Sicht der Dinge ist gleichzeitig die Pflege der Diaspora - also die Stärkung und Aufrechterhaltung der Minderheit - und eine volle Bejahung der ökumenischen Zusammenarbeit möglich, berechtigt und also erforderlich.

Ich weiss wohl, dass ich mich zur Zeit im innerkirchlichen Raum bewege. Trotzdem hatte ich gleichzeitig den Eindruck, unter den Christen beider Konfessionen missionarisch zu wirken, wenn man dies Wort in diesem Zusammenhang verwenden darf. Die Diasporasituation erforderte dies geradezu.

Die Protestanten, die nun plötzlich wegen ihres Wohnungswechsels in der Minderheit waren, sahen ein, dass die Pflege des Glaubenslebens und auch des Gemeindelebens zu einem guten Teil von ihnen selbst abhing. Es wurde möglich, dass die Hausfrauen in den Häusern zusammenkamen, um die Bibel zu studieren und Glaubensfragen zu erörtern, und dies ohne die Gegenwart des Pfarrers. Ich belieferte sie lediglich mit Themen, Vorschlägen und gemeinverständlicher theologischer Literatur. In einer geschlossenen Gemeinde wäre dies viel schwerer gewesen wegen der Last der Traditionen und der Sozialkontrolle.

In öffentlichen Räumen behandelten wir abends Themen, wie die Tagesordnung der Welt sie gerade lieferte, z.B. Todesstrafe,

Abtreibung, Rassismus, Sektenwesen, Kriegsdienstverweigerung. Katholische Ehepartner beteiligten sich. Locker, aufgeschlossen und trotzdem ernst war die Stimmung. Menschen in der Diaspora verstehen eben, dass sie in punkto Glauben ein gutes Rüstzeug brauchen, um draussen den Anforderungen der Lage gerecht werden zu können. Ich selbst konnte aus Zeitgründen nur den Konfirmandenunterricht erteilen. Eine Gruppe von Frauen erklärte sich dazu bereit, den kleineren Kindern Religionsunterricht zu geben. Dies bedeutete für sie Arbeit, Studium und Belastung, doch für die Gemeinde ein grosses Plus im Hinblick auf das Zeugnis und den Einsatz der Laien.

Ich konnte laufend feststellen, dass diese Arbeit der Frauen im Unterricht, die Gruppen in den Häusern, die Beteiligung an den Abenden, deren Themen mittels Werbung in den öffentlichen Anschlagkästen bekannt waren, in diesen Dörfern einen grossen Eindruck machten. Nicht nur die Protestanten kamen ins Dorfgespräch, sondern auch Glaubensfragen. Der katholische Priester eines Ortes sagte mir, er habe es seitdem viel leichter in der Gewinnung freiwilliger Mitarbeiter. Er höre Bemerkungen wie: "Ja, wenn es die Protestanten können und wagen, warum nicht auch wir?".

Oekumenische Bibelstunden kamen nicht zustande. Eine Nachbarschaftshilfe auf ökumenischer Basis, diese dringend notwendige Einrichtung in den neuen Siedlungen dieser Dörfer, wurde auch nicht verwirklicht, doch die Sache liegt in der Luft, und mein Nachfolger meinte, beides in diesem Winter wagen zu können.

Mit der Aufzählung dieser Beispiele möchte ich zeigen, dass solch eine neu entstandene konfessionelle Diaspora zur Vertiefung des Glaubens führt, sowohl bei den Protestanten als auch bei der katholischen Mehrheit. Die neue Situation bewirkt innerhalb der Minderheit, dass Familien, die in der Stammgemeinde zu den Mitläufern oder gar zu den Gleichgültigen zählen, in der Diaspora bei entsprechender Besuchsarbeit und Werbung, sich zu wertvollen Mitarbeitern und gläubigen Menschen entwickeln können. Auch in der

katholischen Mehrheit werden die Gemeindeglieder wach und aufgeschlossener.

Die Diaspora erfordert dazu noch einen Erwachsenenkatechismus als Stütze und Parallele zum gesteigerten Einsatz der Laien. Innerkirchlich gesehen dürfte man somit schon von einer missionarischen Bedeutung der bewusst gelebten Diasporasituation sprechen.

Wir wollen uns nun auf eine andere Stufe begeben, in der Mission nicht mehr innerkirchlich verstanden wird. Die gläubigen Christen stehen heute wieder häufiger dem echten Unglauben gegenüber, dem Atheismus und anderen Christus-feindlichen Strömungen. Auf diesem Gebiet gewinnt das Wort Diaspora sogleich eine andere Bedeutung. Sie hat keine konfessionelle Dimension mehr. Diaspora ist einfach und primär die Situation der Werbung, des Zeugnisses, der Aussaat, die normale Situation der Kirche, sobald sie missioniert.

Ich machte mir ebenfalls Gedanken über diesen Aspekt des heutigen Themas, denn in meiner Arbeit in der dortigen konfessionellen Diaspora wurde mir zunehmend klar, dass die wichtigste Front nicht von der Konfession, sondern von dem Bekenntnis zu Christus oder zu anderen Autoritäten bestimmt war.

Wer auf diesem Gebiet missionarisch wirken will, muss von vornherein ökumenisch gesinnt sein. Entweder er arbeitet mit den anderen Konfessionen zusammen, oder er gibt es gleich auf. Dies aus zwei Gründen:

- 1) Die Ungläubigen, die modernen Heiden, stecken sowieso alle Christen in einen Sack. Wenn sie jedoch mit uns ins Gespräch kommen, so interessieren sie sich nicht für unsere konfessionellen Positionen, sondern wollen etwas über Christus, seine Lehre und seine existentielle Bedeutung wissen.

Solchen Menschen, ob sie nun informativ oder aggressiv fragen, mit konfessionellen Feinheiten kommen zu wollen, würde sofort bei ihnen Gelächter oder Enttäuschung auslösen.

Es wäre ungeschickt und lieblos zugleich. Deshalb: Echte Mission, das heisst soviel wie echte Diaspora als Situation deswerbenden oder geforderten Zeugnisses, muss ökumenisch verstanden und praktiziert werden. Wenn nicht, so blüsst sie viel von ihrer Kraft ein.

- 2) Ein zweiter Grund ermahnt uns zu einem ökumenischen Zeugnis in der Diaspora. Er mag sich zuerst theoretisch anhören, deckt jedoch eine praktisch wirksame Realität und entspricht unseren Erfahrungen.

Das Wort Diaspora im Sinne von zerstreut hat erst Sinn auf dem Hintergrund der Sammlung und der Einheit. Samenkörner im Feld fallen aus, werden nicht zerstreut. Samenkörner, geerntet, gesammelt, werden ausgesät, zerstreut, und tragen in sich bereits die Dynamik der Rückbewegung, der erhofften Ernte.

Diaspora kommt von der Ernte her und wirkt auf die Ernte zu. Praktisch gesagt: Mission, Aussaat, Diasporaarbeit ist nur ein Moment der christlichen Arbeit, des christlichen Lebens. Sie hängt in der Luft, wenn nicht hinter der Diaspora und, zeitlich gesprochen, vor der Diaspora eine Versammlung steht, eine Einheit, von der man kommt und auf die man zugeht. Eine Gemeinschaft trägt die Mission und entsendet in die Diaspora, eine Gemeinschaft empfängt wieder die Missionare und die neuen Gläubigen; in der Apostelgeschichte ist dies oft zu beobachten.

Was heisst das für unsere Arbeit heute? Diaspora ist eine Gelegenheit und Situation, die zur Werbung, zum Zeugnis, zur Mission auffordern und befähigen will, wenn gleichzeitig so etwas wie ein Volk Gottes, ein neues Israel im Hintergrund steht, wenn es einen Zusammenhalt der Gläubigen gibt.

Deshalb kann heute, in der Situation unserer Kirche hier, Diaspora ohne ökumenischem Hintergrund nicht wirksam sein. Die Zentrifugal-

kraft alleine tut nicht, man braucht gleichzeitig Einheit, die Beziehung zur Gemeinde der Gläubigen, die grosse Anziehungskraft der Gemeinschaft.

Weiterhin abstrakt gesagt - doch dahinter steht die schmerzliche Erfahrung der Misserfolge vieler volksmissionarischer Bemühungen und evangelistischer Aktionen -, die Diaspora als Situation der Werbung und des missionarischen Zeugnisses bleibt ohne Wirkung, wenn sie nicht getragen und gefördert wird von einer echten Christengemeinde.

Diaspora setzt eben Koinonia voraus und wirkt auf erweiterte Koinonia hin. Solch eine Gemeinschaft der Christen kann oder sollte in der heutigen Situation, wo wir es wieder mit Vollheiden oder "Christenheiden" zu tun haben, nur ökumenisch sein.

Hier möchte ich eine Beobachtung anschliessen. Es gab in meiner Gemeinde echte missionarische Gelegenheiten bei Beerdigungen, z.B. den Beerdigungen einiger tragisch umgekommenen junger Arbeiter der Delraffinerie. Menschen kamen, die sonst nie eine Kirche betreten.

Die äussere Aufmachung konnte man mit ökumenisch bezeichnen, da es in einer katholischen Kirche geschah, in Gegenwart des Priesters und vieler Katholiken des Ortes. Da konnte man nun aussäen, Zeugnis ablegen. Es war eine Situation der Diaspora, in beiderlei Sinn des Wortes.

Ich habe immer grossen Wert darauf gelegt, diese Gottesdienste, bei denen die protestantische Belegschaft eine verschwindende Minderheit darstellte, mit den evangelischen Christen des Ortes besonders gut vorzubereiten. Sie verteilten die Liederzettel, man sah sie dann zusammensitzen, hörte sie laut singen und das Glaubensbekenntnis sprechen.

Damit gaben sie zu dem Zeugnis der Predigt, der Bibel und der Gebete noch das ergänzende Zeugnis ihrer Gemeinschaft, das Bild einer Gemeinde, die zusammensteht, ihren Toten die letzte Ehre

erweist und die leidtragende Familie nicht allein lässt.

Die Auswirkungen solcher Beerdigungen waren noch lange zu merken. Bei den Weihnachtsfeiern und Konfirmationen unserer Gemeinde, die wir ebenfalls in der katholischen Kirche hielten, waren immer ungläubige Freunde und Nachbarn der Gemeindeglieder dabei. Diese Aussenstehenden erwähnten dann spontan, welchen Eindruck ihnen damals die Beerdigung und besonders der Dienst der protestantischen Minderheit machte.

In diesem Zusammenhang sei noch erwähnt, wie wichtig in einer jeden Diaspora der Gottesdienst ist. Er hat in meiner Gemeinde seine integrierende Macht bewiesen. Man hüte sich davor, statistisch lieblos auf die geringe Zahl der Teilnehmer hinzuweisen, um dann zu rationalisieren, an den Gottesdiensten zu sparen und sie seltener zu halten.

Die Sammlung, das Erlebnis der Gemeinschaft, das gemeinsame Danken und Auftanken sind die Grundbedingungen dafür, dass draussen, vereinzelt in der Diaspora, die Christen in ihrem Einsatz, Dienst und Zeugnis durchhalten, und auch, dass all ihr Tun und Sagen ernst genommen wird und ankommt, weil eben eine Gemeinschaft dahinter steht.

Wenn ich nun zu der Fragestellung zurückkehre: die missionarische und ökumenische Herausforderung der Diaspora, so müssen wir sagen, dass zumindest schon die Mission im Begriff der Diaspora enthalten ist, da ja Diaspora die von Gott oder vom Gläubigen gewählte Situation der Werbung ist.

Diaspora ist die Lage der Martyria, des Zeugnisses, wenn dies Zeugnis unter extremen, gefährlichen und auch verheissungsvollen Bedingungen geschieht, in der Minderheit, ja, der Vereinzelung. Diaspora ohne Martyria hat keinen Sinn mehr. Kirche ohne Mission ist sinnlos und tot.

Je mehr also, gewollt oder nicht, die Diasporasituation zunimmt,

um so mehr fordert Gott von uns Mission - und als Gegenstück, als Ausbau und Vertiefung der Koinonia, die ökumenische Gemeinschaft. Es darf nämlich nicht übersehen werden, dass gerade die Martyria in der Situation der Diaspora keine Kraft hat, keine Wurzel und deshalb keine Frucht, wenn diese Diaspora nicht auf eine Koinonia zurückweist und eine solche Koinonia verspricht.

In der Lage der Christen dort, wo ich zehn Jahre lang tätig war, bedeutet diese Rückkoppelung der Diaspora zur Koinonia - des Zeugnisses in vorgerückter Stellung zur gesammelten Gemeinde -, dass die konfessionell ausgerichtete Diasporaarbeit notwendig ist: Sie leistet den Dienst, eine Gemeinschaft zu bilden, zu erhalten und anzubieten. Doch solch eine Diasporaarbeit im Bewusstsein der notwendigen Koinonia erfordert deshalb zugleich ernste, zielbewusste ökumenische Bemühungen.

Weil es an der Koinonia unter den Christen fehlt, kommt die Martyria in der Diaspora so schlecht an. Wegen der konfessionellen Aufspaltung der Christen stand ich oft vor schwierigen Problemen. Dieser Mann, der gläubig wurde, diese Familie, die die Verbindung zu Jesus fand, wie fange ich sie auf? In welche Gemeinschaft führe ich sie ein? Welche Heimat, welchen Ort und welchen Modus der Koinonia biete ich ihnen an?

Studiengruppen, Diakonie, Diskussionen, dies alles wäre gegangen, hätte geklappt, doch ist es möglich, solche Menschen vor die Wahl einer Konfession zu stellen? Ihr natürliches Milieu war eher katholisch, und über Protestanten sind sie zum Glauben erwacht. Wo auch beteiligen sich diese Menschen am Gottesdienst?

So zwang mich die Arbeit in der Diaspora zur Mission und zur Oekumene, und auch zur Suche nach der Gestalt der kirchlichen Gemeinschaft von morgen.

Eine letzte Bemerkung. Wir stellen fest - und vielleicht ist diese Bemerkung für einige unter uns heute hilfreich -, dass solche Proselyten in den Gottesdiensten nicht die Predigt suchten, nicht

auf Verkündigung aus waren. Solches fanden sie besser in den kleineren Gruppen, wo sie sich aktiv beteiligen können. Die sonntäglichen Gottesdienste, die sie ansprechen, haben eher zu tun mit Gemeinschaft mit Gott und mit den Glaubensgenossen: Informationen über das Leben und die Erfahrungen der Gruppen innerhalb der Gemeinde, Mitteilung der Gebetsanliegen, Gebet, Anbetung, Lob und Dank.

2. Pál Matos (Rumänien)

Missionarische und ökumenische Verantwortung

Ich komme aus der evangelischen Synodal-Presbyterialen Kirche A.B. in der Sozialistischen Republik Rumänien. Unsere Schwesterkirche ist die Evangelische Kirche A.B. Wir unterscheiden uns durch Statuten und Organisation. Wir sind konsistoriale und synodal-presbyteriale Gemeinden, die ohne kirchliche Organisation geblieben sind und sich zusammengeschlossen haben. Es gibt in unserer Kirche 41 Gemeinden, 35 Pfarrer, 4 Diakone, 2 Theologieprofessoren. Gottesdienste finden in vier Sprachen statt (ungarisch, slowakisch, deutsch und rumänisch). Unser Dekanat umfasst ausser ungarischen und slowakischen Gemeinden auch eine kleine rumänische Gemeinde in Bukarest.

Was unser Zeitalter charakterisiert, sind die überraschenden Entdeckungen auf allen Gebieten des Lebens, in positiver wie negativer Hinsicht. Eine positive Erkenntnis unseres Jahrhunderts auf kirchlicher Ebene war die Einsicht in die Notwendigkeit, die vielen kirchlichen Denominationen einander näher zu bringen, um die Einheit des Christentums zu bekunden. Niemand kann sich heute mehr der ökumenischen Herausforderung entziehen.

Als Beispiel einer negativen Erfahrung im säkularen Bereich nenne ich die plötzliche Entdeckung der Energiekrise, obwohl die Begrenztheit der Energiequellen auch vorher schon bekannt war. Ganz ähnliches lässt sich über das Diasporaverständnis der Kirche sagen.

Während unsere Kirche sich immer schon in der Diaspora wusste, hörte ich zu meiner Ueberraschung auf dem Kirchentag einer grossen Kirche 1975 einen Bischof sagen: Wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass unsere Kirche zu einer Diasporakirche geworden ist. Das verändert die klassische Definition des Diasporabegriffes. Hier wurde die Identität der ganzen Kirchen mit der Diaspora festgestellt. Die Kirche in der ganzen Welt trägt den Charakter der Diaspora. Das scheint eine neue Entdeckung zu sein. In Wirklichkeit aber war die Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen zu allen Zeiten eine Minderheit.

Obwohl also die Gesamtkirche Diasporacharakter hat, bedarf die Lage einer Kirche in einer weltanschaulich oder konfessionell fremden Umgebung besonderer Aufmerksamkeit. Die in der Zerstreuung lebenden einzelnen Christen sind oft theologisch wenig gebildet und unvorbereitet auf sich selbst angewiesen. Aber auch sie stehen unter dem Sendungsauftrag ihres Herrn. Es ist für Christen in einer ausgesprochen konfessionellen Diaspora nicht leicht, sowohl ihre ökumenische Verantwortung als auch ihre missionarische Aufgabe wahrzunehmen. Die Frage, die sich hier dringlich stellt, lautet: wie kann beides miteinander in der Verantwortung gegenüber der Wahrheit des Evangeliums getan werden? Ein Beispiel für die Schwierigkeit ist die Predigt am Reformationstag in einer Umwelt, in der die katholische Kirche die Mehrheit bildet, in der die evangelischen Christen durch die schwere Zeit der Gegenreformation gegangen sind und in der auch heute katholischer Proselytismus noch üblich ist.

Für Christen in der Diaspora kommt dem Prinzip des allgemeinen Priestertums grosse Bedeutung zu. Die Erfüllung des Sendungsauftrages beginnt in der Familie und setzt sich fort im öffentlichen Leben, in der Nachbarschaft, im Beruf, in der Gesellschaft. Die evangeliumsgemässe Haltung des evangelischen Christen, seine christliche Haltung in allen Bereichen des Lebens, ist ein Hinweis auf den Herrn der Kirche, eine Missionsmöglichkeit, die nicht im

Gegensatz zu der ökumenischen Herausforderung der Diasporagemeinde steht.

Ueber kirchliche Einheit hinaus ist heute die Suche nach der Einheit der ganzen Menschheit unabweisbar geworden. Die Kirche ist aufgefordert, sich nicht nur über konfessionelle, sondern auch über weltanschauliche Grenzen hinaus an dieser Suche zu beteiligen. Die Kirche darf angesichts des Strebens aller Menschen guten Willens nach mehr Solidarität über Grenzen hinweg nicht abseits stehen. Sie wird unglaublich, wenn sie nicht in ihrem eigenen Bereich ökumenische Gemeinschaft verwirklicht. Freilich sind wir uns, besonders als eine ausgesprochene Diasporakirche, auch der Gefahren bewusst, die in einer nur säkular und nicht biblisch verstandenen Auffassung von Ökumene liegen. Es wird eine bleibende Aufgabe für die Kirche sein, die missionarische und die ökumenische Herausforderung miteinander in Einklang zu bringen.

III. LAIENAUSBILDUNG IN HEUTIGEN DIASPORASITUATIONEN

=====

1. C.H. Lindijer (Niederlande)

Laienausbildung als Konsequenz des Priestertums der Gläubigen

Ich teile mein Referat in zwei Abschnitte ein: im ersten gebe ich sechs Thesen über das Thema, im zweiten will ich etwas über die Laienausbildung in meiner Kirche erzählen und damit auch einige Bemerkungen verbinden.

1) Thesen

1. Wenn wir in der Kirche die Mündigkeit, die Verantwortlichkeit und die Zurüstung der Nicht-Theologen betonen, sind wir auf einem Wege, der dem, was die Schrift und Luther uns gelehrt haben, treu ist.

Israel wird "ein Königtum von Priestern" genannt (2. Mose 19,6), ein Ausdruck, der bedeuten kann, dass alle Glieder des Volkes Israel Priester sein sollen. Und Moses sagt: "O, dass doch das ganze Volk Gottes Propheten wären, dass doch Gott seinen Geist über sie gäbe" (4. Mose 11,29). Die Briefe des Neuen Testamentes sind nicht ausschliesslich an Amtsträger gerichtet, sondern an die ganze Gemeinde, an alle "Heiligen". Sie werden ermahnt, "einträchtig füreinander zu sorgen" (1. Korinther 12,25), "zu prüfen, was der Wille Gottes sei" (Römer 12,2), "zu scheinen wie leuchtende Sterne in der Welt" (Philipper 2,15), "die Geister zu prüfen, ob sie von Gott sind" (Johannes 4,1), und "sich als lebendige Steine aufbauen zu lassen zu einem geistlichen Hause für eine heilige Priesterschaft" (1. Petrus 2,5).

Luther lehrt das Priestertum der Christen füreinander. Durch die Taufe hat der Christ Anteil an dem priesterlichen Amt Christi. Er darf sagen: so bin ich nun auch ein Priester und soll weiter beten für die Welt. Alle Christen haben Macht und Befehl, dass sie predigen und

vor Gott treten, einer für den andern beten und sich selbst Gott opfern. Die sieben Rechte des allgemeinen Priestertums sind: Gottes Wort verkündigen, taufen, Abendmahl halten, das Schlüsselamt verwalten, für andere beten, opfern, über die Lehre und die Geister richten und entscheiden. Zwei Aspekte sind besonders wichtig: das Recht und die Pflicht, das Wort Gottes zu bekennen, zu lehren und auszubreiten, und der gegenseitige Zuspruch zur Vergebung der Sünden. In jedem Bruder ist mir das Evangelium nahe, denn er darf es mir in meine Not hineinsagen; mit Beichten und Vergeben gehören Beraten und Helfen zusammen. Apostolat und Pastorat sind also Aufgabe aller Mitglieder der Gemeinde.

Drei Dinge sind für Luther wichtig:

- 1) Es besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen dem Laien und dem Pfarrer.
- 2) Er will keine Unordnung und Verwirrung in der Gemeinde.
- 3) Die Berufung von der Gemeinde und von Christus.

2. Mit der Laienausbildung folgen wir einem Trend, der überall in der heutigen Theologie sichtbar ist.

Drei Beispiele:

- Ein Zitat aus einem Artikel in der Lutherischen Rundschau von Nagy über theologische Erziehung in weltweiter Perspektive: "Überall wird theologische Erziehung heute immer stärker als Erziehung der ganzen Gemeinde, des ganzen Volkes Gottes verstanden. Die theologische Ausbildung ist kein Privileg der wenigen Pastoren und Theologen in der Kirche, sondern sie muss das ganze Volk Gottes umfassen, also auch die Frauen, die freiwilligen Helfer in der Gemeinde und die theologischen Laien. Dies ist eine Aufgabe, die nie beendet werden kann. Sie fordert von uns ein Verständnis des Wesens der Kirche und der reformatorischen

Lehre vom allgemeinen Priestertum aller Gläubigen."

- Zweitens denke ich an die Arbeit von zwei holländischen evangelischen Theologen: Hendrik Kraemer mit seinem Buch über "Das vergessene Amt" (Theology of the laity) von 1960, und J.C. Hoekendijk, der u.a. schreibt: "Die Laien sind die Träger des Apostolats. Ob eine Kirche das Apostolat ernst nimmt, wird sich herausstellen in der Weise, wie sie die Mitglieder des Missionsvolkes Gottes (das ist die Uebersetzung des Wortes laikoi) auf ihren Dienst vorbereitet... Der Laie ist nicht der Assistent des Pfarrers, ein Verlängerungsstück, ein Pfarrer in Miniatur oder Karikatur; der Pfarrer ist der Diener der Laien... Er ist der Souffleur im Laienspiel auf der Weltbühne."
- Die römisch-katholische Kirche hat ein grosses Interesse an der Laienarbeit. Y. Congar schrieb sein "Jalons pour une theologie du laicat". Die Päpste Pius XI. und XII. stimulierten die Katholische Aktion - das Teilnehmen der Laien am hierarchischen Apostolat. Das Laienapostolat ist notwendig wegen des Mangels an Priestern, aber auch, weil die Laien ihre eigene Möglichkeit haben, die Menschen zu erreichen. Vatikanum II sagt, dass alle Christgläubigen auf ihre eigene Weise Mission des ganzen Christenvolkes in der Kirche und in der Welt treiben. Die Laien sollen den Priestern gehorchen, aber die Priester sollen die Würde und Verantwortlichkeit der Laien anerkennen und fördern, ihren weisen Rat dankbar benützen, ihnen im Vertrauen Aufgaben geben und sie ermutigen, aus eigener Bewegung in das Handeln einzutreten. Und der holländische Bischof Bluyssen schreibt zuerst über den Mangel an Priestern und Geld, der neue Massnahmen erfordert; aber auch ohne diesen Mangel gilt: "Der Priester wird es allein nicht können; er darf es auch nicht mehr allein." Die Laien müssen alle Chancen bekommen zur

wirklichen Partizipation an der pastoralen Aufgabe der Kirche.

3. Es ist nützlich, verschiedene Formen von Laienarbeit und Laienbildung zu unterscheiden; zu trennen sind sie übrigens nicht.

Ich sehe vier Formen:

- 1) Das Mitglied der Gemeinde will ein besser ausgebildetes Mitglied sein, es will mehr wissen über seinen Glauben, über theologische Fragen, über die Bibel und moderne Theologie usw. Was es nötig hat, ist fortgesetzter Religionsunterricht oder eine Art theologische Volksuniversität.
 - 2) Das Mitglied, das kirchliche Arbeit in der Gemeinde ausübt, will besser ausgebildet werden für Hausbesuche, die Leitung einer Gruppe, die Arbeit im Kirchenvorstand.
 - 3) Ein Mitglied der Gemeinde übernimmt Arbeit in der Gemeinde, die meistens von Pfarrern verrichtet wird, und empfängt eventuell auch Geld dafür.
 - 4) Man kann bei Laienarbeit auch an das Zeugnis denken, das der Christ in seinem Beruf, in seinem Leben gibt. Wenn Hoedendijk über Laienapostolat schreibt, meint er diese "Arbeit", nicht die Arbeit in der Gemeinde.
4. Theologisch sprechen über die Laien und experimentieren mit der Laienarbeit nützt nicht ohne eine gute Laienbildung. Wir können für unsere Laienbildung viel lernen von den amerikanischen Methoden der klinischen Seelsorgeausbildung, des "student-centered" Unterrichts (Rogers) und des Zusammen-Lernens in der Gruppe.

Ich vermute, dass viel theologische Theorie über die Rolle des Laien Theologentheorie geblieben ist und dass viele Experimente mit Laienarbeit stehen bleiben, weil wir keine

Ausbildung hatten oder weil wir nicht mit den richtigen Methoden ausbildeten. Wir arbeiten zuviel mit Vorträgen, Fachbüchern, intellektueller Kenntnisübertragung, mit dem alten Modell der theologischen Fakultäten.

Aus Amerika haben wir meines Erachtens bessere Modelle empfangen. Ich deute sie mit einigen Stichworten an: lernen durch tun ("learning by doing"); anfangen, wo der Schüler wirklich ist; nicht nur intellektuelle Bildung, sondern der ganzen Person; lernen und wachsen durch den Gruppenprozess.

5. Laienarbeit und Laienausbildung sind nicht allein wichtig, wenn es Mangel an Geld und Pfarrern gibt und in Diasporasituationen. Sie sind nötig, um die Gemeinden zu wirklichen Gemeinden zu machen und die Mitglieder zu lebendigen Mitgliedern.

Nur wenn man Zureistung, Ausbildung und Wachstum in seinem Glauben sucht, und nur wenn man arbeitet mit seinem Glauben, glaubt man wirklich und kann man beim Glauben bleiben. Pfarrer brauchen diese Laien. Sie werden entdecken, dass "viele Laienarbeiter" nicht bedeutet: weniger Arbeit, sondern mehr Arbeit (sinnvollere, mehr zielgerichtete Arbeit).

Im Übrigen müssen wir damit rechnen, dass immer mehr Kirchen mit dem Problem von Mangel an Geld und Pfarrern zu tun haben werden und dass die Diasporasituation zum Wesen der Kirche gehört.

6. In den Laien besitzt die Kirche eine reiche Quelle von Möglichkeiten und Kräften, die sie, zum eigenen Schaden, zu wenig genutzt hat.

Ich glaube, dass wir, wenn wir anfangen mit einer guten, modernen Laienausbildung, neue Möglichkeiten erschliessen. Ich denke an eine neue, andere Weise von Glauben und

Gemeinde, gute gegenseitige pastorale Sorge und intensiveres Nachdenken über unser Christ- und Gemeindegemeinschaftsein in der Welt.

II Laienausbildung in der holländischen lutherischen Kirche

- a) Seit vier Jahren arbeiten wir an Ausbildung und Training von Gemeindegliedern für Pastorat und Hausbesuch. Wir benutzen dabei die Methoden der klinischen Seelsorgeausbildung: Rollenspiel, Schreiben und Analysieren von wörtlichen Berichten über gemachte Hausbesuche (Verbatims), Lernen zuzuhören, zu verstehen und zu kommunizieren. Nicht das Anlernen von Gesprächstechniken und Antworten auf Fragen, sondern die Bildung der ganzen Person des Besuchers, die Bildung seiner "Attitude" (Gesamthaltung).

Wir organisieren Wochenenden, Kurse in Gemeinden. Wir hatten im Rahmen eines Vierjahresplanes ein Jahr des Hausbesuches durch Gemeindeglieder, und ein Buch über Laienhausbesuche wurde geschrieben, herausgegeben und sehr viel benutzt (auch in anderen Kirchen). In mehreren Gemeinden haben wir Gruppen von Laienhausbesuchern, die auf eine gute, offene Weise Besuche machen und Kontakte unterhalten und knüpfen.

- b) Seit 1973 organisiert das lutherische Seminar eine Laienausbildung.

- Zur Orientierung:

Dieses Seminar besteht aus zwei kirchlichen Professoren, die verantwortlich sind für die Ausbildung der lutherischen theologischen Studenten in den zwei letzten Jahren ihres Studiums; weiter hat es einen Vorstand; wir haben kein eigenes Gebäude, sondern wohnen im Institut der theologischen Fakultät und haben keine Hilfe für Administration. Wir organisieren einen Kursus von zwei Jahren, in unserem Institut in

Amsterdam, an einem Samstag in jedem Monat und zwei Wochenenden in jedem Jahr - zusammen 20 Samstage, von 10.00 bis 16.00 Uhr, und vier Wochenenden von Freitagabend bis Sonntagabend an unserem Konferenzort. Es kamen überraschend viele Anmeldungen, mehr als 30, aus allen Altersgruppen und aus dem ganzen Land. Bedingung für die Teilnehmer war, dass man ein Buch in einer fremden Sprache lesen kann. Man zahlt hfl. 150,-, die Reisekosten, die Bücher und die Kosten für die Wochenenden (hier bekommen wir einen Zuschuss von unserer Synode). Beim zweiten Kursus, der im vergangenen Jahr anfang, haben wir mit jedem Teilnehmer ein persönliches Gespräch geführt über seine Motivierung und über das Risiko der Ausbildung (manchmal eine Erschütterung für die Persönlichkeit und den Glauben).

Die Fächer waren: biblische Theologie, Dogmatik, moderne Theologie, Lutherana, Ethik, Pastorat, Arbeit in Gruppen, Gemeindestrukturen. Die Dozenten waren neben den beiden Professoren einige Pfarrer unserer Kirche; einige Dozenten waren aus einer anderen Kirche. Die Teilnehmer verrichteten auch einige Arbeit zuhause, einige Bücher wurden gelesen (z.B. Der Glaube des Propheten, von Buber). Als Zweck dieser Ausbildung sahen wir: 1. Zurüstung von Gemeindegliedern, die in der Gemeinde arbeiten wollen. 2. Uebertragen von Information und Kenntnis im Bereich der Theologie (also für Leute, die nur aus Interesse kamen und nicht, um mit dem Gelernten etwas in der Kirche zu tun).

- Etwas über unsere Erfahrungen mit diesem Kursus:
Das Interesse der Teilnehmer war gross. Die meisten waren sehr positiv, ungefähr 80% blieben bis zum Ende.

Der Stoff war nicht einfach für die Teilnehmer. Was sie bei biblischer Theologie, Dogmatik und moderner

Theologie hörten, war nicht nur schwer für sie, sondern auch oft erschütternd und verwirrend. Ein Teilnehmer beendete den Kursus, weil er es vorzog, so zu glauben und zu denken wie vorher. Für andere war der Kursus ein neuer Anfang für ihren Glauben und ihr Denken.

Wir entdeckten als Dozenten, dass wir nur sehr langsam vorwärts gehen konnten, in fortwährendem Dialog mit den Teilnehmern. Wir müssen immer wieder den Mittelweg suchen zwischen dem Vortrag einerseits, der nur dem Dozenten Befriedigung gibt, und der Stunde andererseits, wo er am Anfang drei Sätze sagt und dann eine Diskussion entsteht.

Nicht alle Teilnehmer fanden den Weg zum guten Lesen und Vorbereiten zuhause.

Fächer wie Pastorat und Arbeit mit Gruppen gaben den Teilnehmern auch einen Anstoss. Sie fingen an nachzudenken über ihr Kommunizieren und Nichtkommunizieren, über eigene Person und Identität. Es war für die Teilnehmer eine Ueberraschung und eine neue Erfahrung. Einige Teilnehmer ergriffen die Initiative für drei "encounter weekends".

Ueberraschend war der intensive Gruppenprozess, besonders durch die Wochenenden. Etwas wie eine neue Gemeinde entstand.

Die Resultate dieses Kursus waren so, dass wir nach zwei Jahren mit einer neuen Gruppe starteten, mit noch ein wenig mehr Teilnehmern. Die Frage war: was tun wir mit den Teilnehmern der ersten Gruppe? Wir hatten mit einigen Aspekten zu rechnen:

- 1) Die meisten Teilnehmer sagten: wir wollen weitergehen mit dem Kursus.

- 2) Die Leitung unserer Kirche hatte ihre Sorgen mit dem zunehmenden Mangel an Pfarrern und mit der Frage: was machen wir mit kleinen Gemeinden, die kein Geld haben, um einen Pastor zu bezahlen? Unsere Kirchenleitung fragte: können wir etwas erwarten von der Laienausbildung? Auch der LWB zeigte sich dann interessiert an diesem Problem.
- 3) Es war deutlich, dass die Leute, die dem ersten Kursus gefolgt waren, noch nicht so weit waren, um selbständig in einer Gemeinde arbeiten zu können.

So kamen wir zu einem zweiten Projekt - eine fortgesetzte Laienausbildung. Ende 1975 fing sie an.

Es ist wiederum ein Kursus von zwei Jahren. Teilnehmer können diejenigen sein, die dem ersten Kursus gefolgt sind und die mit dem Gelernten in der Gemeinde arbeiten wollen. Es ist nicht möglich, diesem Kursus nur aus Interesse zu folgen. Das war eine Entscheidung aus praktischen Gründen, weil wir sparsam mit unseren Möglichkeiten sein müssen.

Bei dem ersten Kursus gaben wir kein Zeugnis, wir stellten nicht fest, wie weit wir mit den Teilnehmern kommen sollten. Bei der fortgesetzten Ausbildung haben wir uns Gedanken gemacht über das "Endprodukt", und wir wollen nur ein Diplom oder Zeugnis geben, wenn der Teilnehmer diesem Endprodukt entspricht. Wir lassen für diese Ausbildung nur die Teilnehmer zu, von denen wir erwarten können, dass sie einmal im Stande sein werden, eine Arbeit in der Gemeinde zu übernehmen. Wir hatten mit allen potentiellen Teilnehmern ein langes Gespräch und haben jetzt 11 Teilnehmer. Jeder Teilnehmer wählt eine Spezialisierung. Wir haben fünf Spezialisierungen:

- Pastorat
- Gottesdienst

- Leitung von Gruppen
- Religionsunterricht
- Kindergottesdienst

Weil wir mit nur 11 Teilnehmern arbeiten und auch Probleme mit Dozenten hatten, sind nur zwei Spezialisierungen verwirklicht worden: Pastorat und Gottesdienst (inkl. Kindergottesdienst).

Ein Teilnehmer kann nur einer Spezialisierung folgen. Will er auch eine zweite, dann kann er es in den nächsten zwei Jahren tun. Das Pastorat hat 7 Teilnehmer, der Gottesdienst 4.

Was machen wir in diesem Kursus? Wir suchen noch, wir haben viele Fragen und zu wenig Zeit für die Vorbereitung und Besinnung, aber wir arbeiten weiter.

Wir haben einen allgemeinen Teil für alle 11 Teilnehmer. In diesem Teil gibt es ein Fach, das wir "Theologie" nennen (biblisch, -dogmatisch, ethisch); wir arbeiten mit der Dogmatik ("Der christliche Glaube") von Hendrik Berkhof und mit dem Buch von Moltmann: "Mensch". Wir denken an 60 Stunden in der Gruppe und 100 Stunden Arbeit zuhause (in zwei Jahren).

Zum allgemeinen Teil gehört auch das Fach "persönliche Bildung"; mit Kommunikationsübungen und Gruppengespräch lernen die Teilnehmer, besser zu kommunizieren. Es ist wichtig, dass sie entdecken, auf welche Weise sie in ihren Kontakten funktionieren, und dass sie lernen, an sich selbst zu arbeiten.

Dann haben wir den anderen Teil, die Spezialisierung. In der Spezialisierung für das Pastorat (wofür ich die Verantwortung trage) sitzen wir 70 Stunden zusammen (in den zwei Jahren) zur Information über Psychologie und Pastorat, für Gesprächsanalysen und Rollenspiel und gemeinsame Literaturstudien; 90 Stunden sind der

praktischen Arbeit gewidmet (30 Hausbesuche, 10 Verbatims). Jeder Teilnehmer liest ungefähr 1 200 Seiten und wird fünfmal (in einer Sitzung mit mir) beaufsichtigt. Die Spezialisierung für Gottesdienst enthält die Elemente: Einführung in die Liturgie, Bibelstudium und praktische Übungen.

Wir sind mit unseren Spezialisierungen noch unterwegs und suchen den Weg noch. Am Ende dieses Kursus werden wir feststellen müssen, ob der Teilnehmer "diplomiert" werden kann. Wir denken nicht an ein Examen, sondern mehr an eine kritische Beurteilung seiner Arbeit auf längere Sicht.

Wer das Diplom hat, kann in einer Gemeinde arbeiten und hat das Recht, dafür Bezahlung zu verlangen. Ich denke zum Beispiel an eine Teilnehmerin des Kursus, die für halbe Tage in einem Büro arbeitet und jetzt anfängt, zwei Tage in der Woche in einer Gemeinde Hausbesuche zu machen, sei es in ihrer eigenen Gemeinde, neben und mit ihrem Pfarrer, sei es in der kleinen anderen Gemeinde von 60 Mitgliedern, 40 Kilometer weiter entfernt, die keinen eigenen Pfarrer hat. Natürlich ist man nicht verpflichtet, sich bezahlen zu lassen. Ist man diplomiert für die Spezialisierung Gottesdienst, dann kann man einen Gottesdienst leiten. Unsere Synode muss darüber noch sprechen und Beschlüsse fassen. Als Dozenten denken wir in diese Richtung: Predigt, Liturgie, Sakramente. Eine Gemeinde, der Pfarrer (oder wenn man keinen Pfarrer hat, der Pfarrer aus einer anderen Gemeinde, der Berater ist) und der Kirchenvorstand können diesen "kirchlichen Mitarbeiter" dazu einladen. Er verrichtet seine Arbeit unter Mitverantwortung des Pfarrers oder des Beraters. - In unserer Kirche haben wir jetzt die Situation, dass ältere Studenten und sogenannte

"Religionslehrer" den Gottesdienst leiten dürfen, aber nicht das Abendmahl austeilen. Eine noch nicht befriedigende Situation!

Als sehr wichtig sehen wir es, dass diese kirchlichen Mitarbeiter nicht in eine isolierte Position geraten. Ständige Kontakte mit anderen Mitarbeitern, Begleitung, Supervision, Hilfe sind notwendig. Sie müssen fortwährend für ihre Arbeit motiviert und inspiriert werden. Wir haben wohl unsere Angst, wenn wir an die Zeit und die Fähigkeiten denken, die von Dozenten, Pfarrern, Supervisoren verlangt werden. Aber ohne diese Begleitung wird es nicht gehen. Die Kirche trägt und beruft diese Mitarbeiter.

Es ist denkbar, dass man nach der ersten Spezialisierung studiert für die zweite und dritte usw. Vielleicht wäre es dann möglich, dass ein solcher Mitarbeiter nach ergänzendem Studium Pfarrer wird. Aber das ist alles noch Theorie und Zukunft.

Wenn ich zusammenfasse, was wir in unserer Laienausbildung bis heute erfahren haben, dann sage ich:

- Für eine solche Laienausbildung besteht ein erfreuliches Interesse.
- Die Leute, die für diese Ausbildung kommen, sind Menschen, die interessiert sind an Theologie, Bibel, Glaube, Christsein in der modernen Welt, und die gerne gut in der Gemeinde und für Menschen arbeiten wollen. Es sind nicht Leute, die gerne kurz und billig Theologie studieren und den Pastor spielen wollen.
- Das Suchen nach den besten Methoden für die Ausbildung und die sorgfältige Begleitung des Lernprozesses, der Teilnehmer und der Mitarbeiter, wird noch sehr viel Sorge und Zeit verlangen.

Noch viele Fragen sind unbeantwortet: die Stelle dieser Mitarbeiter in der Kirchenordnung. Wie wird die Gemeinde und wie werden die Pastoren auf diese Mitarbeiter reagieren? Wie wird der Weg dieser Mitarbeiter in der Kirche usw. sein?

Prinzipielle Probleme, Probleme von Zeit und Fähigkeit bei uns Dozenten - aber es ist ein fesselndes und hoffnungsvolles Unternehmen!

2. Leif M. Michelsen (Norwegen)
Sechs Thesen zu C.H. Lindijer

Ich komme aus einer Kirche mit starken Laienbewegungen. Mündige Laien haben - in der Zeit, als die Staatskirche sich mit Religionsunterricht in den Schulen und Konfirmandenunterricht begnügte - die Laienausbildung in die eigenen Hände genommen: durch 30-40 Volkshochschulen und durch 6-7 Bibelschulen, die auch Laienprediger über zwei Jahre hinaus ausbilden. Sie haben auch eine Institution auf Universitätsebene für Religionsphilologen und Pädagogen gegründet, wo man Theologie und Pädagogik studieren kann, um an Staatsschulen als Religionslehrer unterrichten zu können oder in den Gemeinden als Katecheten zu arbeiten. Jedes Jahr schickt diese Hochschule etwa 200-250 Lehrer in die Schulen.

Für Professor Lindijers Vortrag bin ich sehr dankbar. Den fünf Thesen stimme ich in diesem Kontext zu, nur möchte ich vielleicht noch differenziert über die Methoden zur Bildung der Person reden, um mich von einer zu sehr programmierten Persönlichkeitsentwicklung abzugrenzen. Aber ich bin damit einverstanden, dass die Botschaft, der Bote und der Adressat in dem Vermittlungsprozess mit eingerechnet werden müssen.

Ich bin besonders dankbar, dass Professor Lindijer die verschiedenen Formen der Laienarbeit unterstrichen hat. Seinen Bericht über die Laienausbildung in der holländischen lutherischen Kirche

will ich nicht beurteilen. In unseren verschiedenen Situationen müssen wir natürlich auf verschiedene Weise verfahren, um den Herausforderungen zu begegnen und die Möglichkeiten auszunutzen.

Ich möchte gerne in sechs Punkten meine Anliegen hervorheben:

1. Unsere Laienarbeit sollte sich nicht nur in einer Laien- ausbildung für den Gemeindedienst entfalten, sondern wir müssen Kräfte und Ressourcen für einen Unterricht des ganzen Gottesvolkes finden.

Die Laien müssen nicht aus ihren normalen Lebensbezügen herausgeholt werden. Sie sollen in der Familie, in der Schule, im Beruf und in den gesellschaftlichen Beziehungen als Christen fungieren. Dort haben sie ihre vocatio, und der kirchliche Unterricht sollte für diese vocatio ausbilden.

2. Der kirchliche Unterricht muss sich darum kümmern, dass die Mitglieder der Gemeinde sich als Jünger und Zeugen Jesu verstehen, dass sie als Jünger wachsen und dazu Hilfen finden können, die Nachfolge Jesu in ihren normalen Lebensbeziehungen zu verwirklichen.

- 1.1 Dieses Lernziel impliziert, dass der Schwerpunkt des Laienunterrichts in der christologischen Botschaft des Neuen Testaments liegt. Wenn dieser Schwerpunkt fehlt, ist kirchliche Unterweisung in ihrem eigentlichen Sinn gefährdet.

- 1.2 Weil die Botschaft, die wir weiterzugeben haben, in der guten Nachricht besteht, dass Jesus Christus für uns da ist, muss es sich auch darum handeln, persönliche Lebenshilfe zu geben und zu einem lebendigen geistlichen Leben im Glauben beizutragen.

- 1.3 Dieser Gesichtspunkt sollte nicht als selbstverständlich betrachtet werden. Was man als Selbstverständlichkeit ansieht, beurteilt man als berechtigt, aber man

beraubt es oftmals gleichzeitig der Priorität.

3. Der Laienunterricht sollte auch, weil er auf ein Zeugnis des Glaubens, d.h. auf Christuserkenntnis und Evangeliumsverkündigung in Wort und Tat zielt, die reformatorische Rechtfertigungslehre als Mitte haben.

Er muss seine konfessionelle Eigenart bewahren. Der Laie wird auf der Weltbühne nicht nur nach seinen Handlungen und seinen privaten Ansichten gefragt. Er wird über die Lehre seiner Kirche und über den Inhalt des Glaubens befragt.

4. Es muss im Laienunterricht situationsgerecht unterrichtet werden. Die Nachfolge kann sich nur in einer bestimmten Gesellschaft, die bestimmte Herausforderungen repräsentiert, verwirklichen. Die gesellschaftlichen Gegebenheiten und Lebensbeziehungen müssen in den kirchlichen Unterricht mit einbezogen werden.
5. Der Lernprozess, den wir uns vorstellen, sollte als eine Zusammenarbeit von Theologen und Laien gesehen werden. Normalerweise ist die Ortsgemeinde die Lehr- und Lerngemeinschaft, in die der Laienunterricht verwurzelt sein muss. In manchen Fällen müssen die Gemeinden ohne die Hilfe von Fachtheologen auskommen. Der Gemeindepastor und die Laien müssen zusammen diesen wichtigen Auftrag so situationsgerecht, wie sie allein es können, anpacken. Es muss nicht betont werden, dass die Laien hier einen bedeutenden Beitrag leisten können.
6. Die Zusammenarbeit von Theologen und Laien in der Laienausbildung ist mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Es wäre falsch zu vermuten, dass alle Schwierigkeiten von der Seite des Laien herrühren.

Die Laien bringen in der Regel eine traditionelle Auffassung vom christlichen Glauben mit. Die Begegnung mit der modernen Theologie wird oftmals als Krise erlebt. Es ist leicht, diese

Verunsicherungen und Angstschwellen zur Natur des Lernprozesses hinzuzurechnen. Zum Teil ist es auch so.

Aber dieser Gesichtspunkt befreit die Theologen nicht von der Verantwortung, sich auf die Frage zu besinnen, bis zu welchem Grade diese Krise für das Ziel des kirchlichen Unterrichts nützlich ist. Es ist schade, wenn die Laienausbildung in der Anfechtungssituation der Diaspora nur zur Steigerung der Anfechtung führt und nicht seelsorgerische Hilfe vermitteln kann. Das geschieht, wenn der Theologe damit zufrieden ist, die Schmerzen des Lernprozesses hervorzubringen, ohne eine neue Verankerung zu geben, ohne Möglichkeiten einer neuen positiven Lebensgestaltung unter Berufung auf Jesus Christus anzubieten.

Wo die Zusammenarbeit zwischen Theologen und Laien gelingt, wird das lutherische Erbe vom allgemeinen Priestertum aller Gläubigen verwirklicht und die vocatio der Pfarrer und der Laien anerkannt. Das entspricht unserer gemeinsamen Teilhabe am Glauben und an der heutigen Verantwortung.

3. Hans-Georg Haberecht (DDR)

Unterwegs zu einer gemeinschafts-,gesprächs- und handlungsfähigen Kirche

Wir erleben in der DDR den Prozess des Uebergangs der Kirche von einer durch Jahrhunderte gegebenen Gestalt in eine neue Gestalt. Wie diese neue Gestalt aussehen wird, wissen wir im einzelnen noch nicht. Wir stehen mitten im Uebergang. Er geht sehr schnell vor sich. Mit wenigen Sätzen sei dieser Uebergang charakterisiert. Kirche im Uebergang, d.h. bei uns: aus dem Selbstverständlichen wird das Ungewöhnliche. Was einst im Bewusstsein der Öffentlichkeit und des einzelnen Menschen das Selbstverständliche war, zur Kirche zu gehören, wird mehr und mehr das Ungewöhnliche. Aus der Volkskirche wird die Kirche der Herausforderung. Wir sind von

Christus selbst herausgefordert, diese Situation der Veränderung anzunehmen und uns in dieser Situation auf sein Wort und so auf ihn selbst einzulassen. Wir sind aber auch von der Umwelt herausgefordert, Farbe zu bekennen, unser Profil zu gewinnen, uns zu fragen: Was ist eigentlich das Wesentliche für uns? Was ist unser Beitrag für die Welt, in der wir leben? Kirche der Herausforderung, d.h. aber auch: die christliche Kirche ist durch ihre Existenz, einfach indem sie da ist, indem sie vorkommt, eine Herausforderung an die Umwelt. Die Umwelt muss Stellung beziehen, sich damit auseinandersetzen, dass Kirche da ist. Weitere Merkmale des Uebergangs: aus der Tradition (in der Volkskirche oft unbeachtet und nicht angefragt übernommen) wird die Erfahrung gültiger Werte des Glaubens. Umgekehrt gilt aber auch: aus der Sicherheit der Werte (Volkskirche) wird für viele die Krise des Glaubens: aus der ruhenden Frömmigkeit wird das Fragen; aus der religiösen Verpackung und Umrahmung des Lebens wird entweder persönliches Engagement oder Distanz, anonymes Christentum oder völlige Indifferenz, und natürlich: Abkehr vom Glauben. Aus der Uebereinstimmung mit der Umwelt, wie sie gegeben war, wird die Auseinandersetzung mit der Umwelt, wie sie ist.

Für die Kirche im Uebergang, Kirche der Herausforderung, zeichnen sich drei Uebungsfelder ab. Wir versuchen die Einübung a) in Kommunikation, b) in Dialog, c) in Aktion.

Diese dreifache Einübung ist Aufgabe aller, die eine bewusste und persönliche Beziehung zur Kirche haben. Es ist die Aufgabe sowohl derer, die hauptberuflich in der Kirche tätig sind, wie auch der Gemeindeglieder. Es ist eine gemeinsame Aufgabe aller, hier sind alle Lernende. In diesem Lernprozess sind alle verbunden im gegenseitigen Nehmen und Geben. Es ist eine Aufgabe, die nur in Partnerschaft miteinander wahrgenommen werden kann. Deshalb scheint mir das Wort "Laienausbildung" für unsere Situation nicht ganz glücklich, denn es ist nicht so, dass Wissende (Pastoren und andere Mitarbeiter) Unwissende (Laien) belehren. Es ist vielmehr so, dass theologisch und kirchlich

ausgebildete Christen und praktizierende Christen mit Ausbildung in profanen Bereichen gemeinsam Kommunikation, Dialog und Aktion üben. Laienausbildung ist also kein Sonderprogramm, erst recht kein Zusatzprogramm zu anderem kirchlichen Tun, sondern Pastoren und Gemeindeglieder sind im Neuland der Uebergangssituation in gleicher Weise "Laien".

a) Einübung in Kommunikation

Weil Jesus Christus Kommunikation schafft zwischen Gott und uns und so zwischen uns Menschen, deshalb richten wir unsere Aufmerksamkeit darauf, alles zu fördern, was in unseren christlichen Gemeinden gemeinschaftsbildend ist. Wir sind bemüht, Gemeinschaftserfahrungen und Gemeinschaftserlebnisse anzubieten und zu vermitteln. Die Gemeinde ist der offene Raum für solche Erfahrungen und Erlebnisse. Die Weitergabe von Informationen des Glaubens, auch die intellektuelle und existentielle Verarbeitung von Fragen und Problemen, ist eingebettet in diese Gemeinschaftserfahrungen. Gemeinschaftserlebnisse werden in der Ortsgemeinde erfahren, indem man in kleinen Gruppen zusammenkommt in kirchlichen Räumen oder privaten Wohnungen. Wichtig ist die Atmosphäre bei diesen Zusammenkünften. Es muss eine Atmosphäre sein, in der Menschen sich wohlfühlen, eine familiäre Atmosphäre, die Atmosphäre der familia dei. Daneben braucht die kleine Gruppe Erlebnisse einer grösseren Gemeinschaft, etwa bei einem Kreiskirchentag, wenn 400 bis 500 Menschen einen Tag lang beisammen sind. Nötig ist aber auch - nur seltener freilich - die noch grössere Gemeinschaft eines Landeskirchentages, bei dem 5 000 bis 10 000 Christen zusammenkommen. Christen, die in der kleinen Gruppe und in grösserer Gemeinschaft Kommunikation erfahren, werden gemeinschaftsfähig, so, dass sie ein menschliches Klima am Arbeitsplatz und in der Familie schaffen. Sie bauen Gemeinschaftsbrücken zwischen Christen und Nichtchristen. Sie tun den ersten Schritt. Das ist sehr nötig.

b) Einübung in Dialog

Gott hat in Jesus Christus mit uns den Dialog eröffnet. Wir sind die Angeredeten, zur Antwort gerufen. Deshalb bemühen wir uns, dass Menschen in der Gemeinde gesprächsfähig werden. Wir geben ihnen die Chance zur freien Meinungsäußerung. Das ist wichtig gerade in unserer Situation. In der Ortsgemeinde geschieht das in Gesprächsgruppen (die Themen bestimmt die Gruppe). Hier geschieht auch Gespräch über die Bibel. Es werden Gemeindegemeinschaften durchgeführt unter einer bestimmten Thematik, durch einige Wochen hindurch. Ein Thema war: "Heil heute". Im Anschluss an Nairobi ist jetzt eine neue Thematik angeboten worden: "Was bedeutet Jesus auf unserer Suche nach Gemeinschaft? Was bedeutet Jesus auf unserer Suche nach Gerechtigkeit? Was bedeutet Jesus auf unserer Suche nach einer menschlichen Welt?" Für diese Gemeindegemeinschaften gibt es eine zentrale Vorbereitung für alle Kirchen im Bund der evangelischen Kirchen in der DDR mit Textmappen und methodischen Anregungen. Wichtig ist der von einer Vorbereitungsgruppe gemeinsam vorbereitete "Startabend". In der Region (mehrere Gemeinden zusammen) wird z.B. Kirchenältestenarbeit durchgeführt (auch hier sehr verschiedenartige Thematik - Zurüstung). Auf der Ebene der Landeskirche gibt es etwa beim Kirchentag Arbeitsgruppen, z.B. Kirchentag Rostock 1976, fünf Arbeitsgruppen unter der Thematik "Gottes Wege führen weiter":

- a) ... in der Kirche von heute und morgen,
- b) ... von Generation zu Generation,
- c) ... im persönlichen Leben,
- d) ... in der Sorge um den Menschen,
- e) ... im Ringen um die Zukunft.

Andere Formen: kirchlicher Fernunterricht in 3 1/2 Jahren
Wechsel von Seminarwochen, Wochenendrüstern, Selbststudium;
Arbeit der evangelischen Akademien, u.a. Ziel: Kolosser 4,6
"...dass Ihr wisst, wie Ihr einem jeglichen antworten sollt".

c) Einübung in Aktion:

Gott handelt in Christus an uns, deshalb werden die Glieder der Gemeinde handlungsfähig, sowohl im Leben der Gemeinde als auch in der Umwelt. Unser Bemühen geht dahin, Menschen handlungsfähig aus Glauben zu machen, d.h. im Blick auf das Leben der Gemeinde: nicht der Pastor legt fest, was in der Gemeinde geschieht, sondern er ist bemüht, mit einer Gruppe von Gemeindegliedern immer von neuem folgende Fragen zu reflektieren: Welche Gestalt kann die Gemeinde an diesem Ort in dieser Situation haben? Wie kann die Gemeinde hier evangeliumsgemäss Gemeinde Jesu Christi sein? Das führt zu Aktionen "nach innen" (Sammlung der Gemeinde): Einladungen, Angebote, gemeinsame Durchführung dieser Angebote für die Gruppen der Gemeinde. Das führt aber auch zu Aktionen "nach draussen" (Sendung der Gemeinde): Gemeindeglieder, die es lernen, in der Gemeinde Verantwortung mit zu übernehmen, werden verantwortlich handeln in ihrer Umwelt. Bei uns, in einer nicht-christlichen Umwelt, sind das keine grossen gesellschaftsverändernden Aktionen. Die Christen sind in unserem Land abgedrängt an die Peripherie des öffentlichen Lebens. Aktionen in der Umwelt sind Aktionen in kleiner Münze. Wir lernen es, auch diese Aktionen als sinnvoll zu erkennen und mit Geduld durchzuhalten, z.B. Redlichkeit in der Berufsarbeit, Mitarbeit in der Gesellschaft auf dem schmalen Weg zwischen Opportunismus und Opposition, Eintreten für das Recht der Schwachen, Benachteiligten, Vergessenen und der Stummen. Aktion in kleiner Münze heisst also vor allem: Dienst am Menschen (Zeit haben für Menschen, Ermutigung zum Leben, andere Menschen annehmen, Menschen nicht nur nach Leistung bewerten, Menschen nicht verurteilen, andere Meinungen gelten lassen, sich gegenseitig respektieren, Menschen nicht manipulieren). Das alles kann nur angedeutet sein. Gemeinsame Einübung von Pastoren, Mitarbeitern und sogenannten Laien aus dem erlebten und gelebten Evangelium - das heisst unsere Diasporasituation annehmen und bejahen.

IV. WEITERE AUSBILDUNG DER PFARRER

=====

1. P.O. Nisser (Schweden)

Weiterbildung der Seelsorge am Pfarrer

Es wird behauptet, eine akademische Ausbildung sei heutzutage nach 5 Jahren unbrauchbar, wenn sie nicht erneuert wird. Wie dem auch sei, fest steht, dass jede grundlegende Ausbildung - also nicht nur die akademische - nach und nach erneuert werden muss, damit man seine Arbeit zu aller Zufriedenheit bewältigen kann.

Dabei dreht es sich kaum darum, nur die Arbeitsleistung zu erhöhen oder einen intellektuellen Profit zu erzielen. Ausbildung ist heute mehr. Wir können sie beispielsweise als einen Teil der Fürsorge für den Menschen sehen, um die sich jede Gesellschaft bemüht, in der man die Gleichwertigkeit aller Menschen respektiert. Das zeigt sich unter anderem, wenn man die Ausbildung in den Dienst der Bestrebungen nach Gleichheit aller Menschen stellt, das heisst, sie soll ein Instrument werden, das dem einzelnen optimale Möglichkeiten zur persönlichen Entwicklung gibt. Ausserdem sehen wir, wie die Ausbildung im Dienste der Meinungsbildung steht. Die Ausbildung formt ja unsere Wertungen: darin liegt einer der Gründe für Generationskonflikte. Den oft wiederholten Versicherungen über eine objektive und allseitige Pädagogik zum Trotz kann man sich fragen, ob es überhaupt eine neutrale Pädagogik gibt. Ausbildung ist ein politisches Instrument und deshalb ist unsere Gesellschaft durchpädagogisiert: In den Schulen werden wir offen unterrichtet, im Verborgenen geschieht dasselbe durch Massenmedien, Kulturleben, Vergnügen usw. Ausbildung ist also die Atmosphäre, in der wir leben, in der wir uns bewegen, in der wir sind. Neugebildete Ausdrücke, wie zum Beispiel "life-long education", legen darüber ein deutliches Zeugnis ab.

Spricht man über die Weiterbildung der Pfarrer, so glaube ich, muss man sie in dieser weiteren Perspektive sehen. Es gilt also

nicht, den Betreffenden nur notdürftig mit den letzten Neuigkeiten von seiner Universität zu füttern oder ihm die neuesten praktischen Handgriffe für Jugendarbeit oder Diakonie beizubringen, sondern ihn für seine Funktion im grossen Ausbildungs-panorama der Gesellschaft auszubilden, das man unter drei Gesichtspunkten zusammenfassen könnte:

- die Forderung nach vertieftem und aktuellem Tatsachen-Wissen auf den verschiedenen Gebieten.
- das Streben nach Gleichheit unter den Menschen in dem Sinne: grössere Möglichkeiten zur persönlichen Entwicklung und zur Selbstverwirklichung.
- das Streben, die Ausbildung als ein Instrument der Meinungsbildung wahrzunehmen, zu entwickeln und zu verstehen.

Vielleicht sollte ich noch zwei Bemerkungen vorausschicken. Erstens werde ich mich im folgenden nur mit der Weiterbildung beschäftigen, die allen Pfarrern einer Kirche gilt, nicht der, die nur wenige betrifft. Das geschieht aus einer terminologischen Erwägung. Im Schwedischen unterscheidet man zwischen Weiterbildung - das entspräche eher einer Spezialausbildung für Krankenhausseelsorge, Schulseelsorge usw. - und Fortbildung, die für die ganze Berufsgruppe gilt. Ich fasse zusammen: Fortbildung ist diejenige Ausbildung, die kontinuierlich nach der Grundausbildung zu dem Zwecke geschieht, dass Kenntnisse und Fertigkeiten beibehalten und komplettiert werden, die die Grundausbildung gegeben hat, und die für die Ausübung der Stellung, für die man ausgebildet ist, vonnöten ist. Die Fortbildung ist eine Form, die die Grundausbildung auf dem laufenden hält, und enthält dieselben Momente wie die Grundausbildung, oft jedoch mit anderen Proportionen als in der Grundausbildung. Im folgenden werde ich diesen Typ der Weiterbildung behandeln. Gegen den letzten Teil der Definition möchte ich einwenden, dass das Verhältnis zur Grundausbildung sehr viel freier sein muss. Die Grundausbildung ist keineswegs eine Art Blumenzwiebel, die schon alle Anlagen enthält. Diese Sicht würde eine statische Gesellschaft und Kirche voraussetzen. Die Fortbildung sollte stattdessen nicht zuletzt darauf abzielen, die

Grundausbildung zu ergänzen.

Zweitens geht meine Darstellung von den schwedischen Erfahrungen aus, die man mit der Pfarrer-Weiterbildung in den siebziger Jahren gemacht hat. In den meisten Diözesen der Schwedischen Kirche hat man Kurse für 2-3 Tage organisiert und dabei 80-90 Prozent aller Pfarrer erfasst. Ein recht gutes Resultat bei einer Berufsgruppe so ausgeprägter Individualisten, besonders da man das Prinzip der Freiwilligkeit berücksichtigt hat. Diese Fortbildung ist natürlich ganz von den Bedürfnissen der Schwedischen Kirche geprägt, und es hat mir doch einiges Kopfzerbrechen bereitet, etwas herauszu-destillieren, was für diese Konferenz von allgemeinem Interesse sein könnte.

Ich habe mein Referat in drei Abschnitte aufgeteilt. Erstens - die Frage nach dem Zweck der Fortbildung: Die These, Pfarrer müssten sich weiterbilden, ist so selbstverständlich, dass sie unseren natürlichen Argwohn herausfordern sollte. Zweitens - die Tatsache, dass Fortbildung der Pfarrer eine Form der Erwachsenenunterweisung ist, sollte zu denken geben, dass man weder Schulunterricht noch akademische Vorlesungen kopieren darf, wenn man mit der Fortbildung etwas erreichen will. Gewisse Erfahrungen auf dem Gebiet der Erwachsenenunterweisung im allgemeinen sollten hier bei der Entwicklung der Pfarrer-Fortbildung zu Grunde liegen. Drittens - einige Aspekte zur praktisch-organisatorischen Seite der Fortbildung, da ein methodisch gut durchdachtes Gerüst sich für die Fortbildung als wichtig erwiesen hat, damit der Inhalt zu seinem Recht kommt.

1. Der Zweck der Fortbildung

Wir sollten die Fortbildung der Pfarrer in einem etwas weiter gefassten Ausbildungs-panorama sehen. Einer der Gesichtspunkte ist die Forderung nach vertieftem und aktuellem Tatsachen-Wissen auf den verschiedenen Gebieten. In der Regel beantwortet man wohl die Frage nach dem Motiv für die Fortbildung der Pfarrer mit den Worten: "Selbstverständlich müssen wir die Kenntnisse der

Pfarrer auffrischen" - und damit ist dann die Diskussion beendet. Meiner Meinung nach - und ich bin darin durch unsere Erfahrungen aus der Fortbildung bestärkt - ist dies nur eines der Motive für die Fortbildung der Pfarrer und ausserdem wohl kaum das wichtigste. Bevor wir uns den anderen Motiven zuwenden, scheint es mir richtig, zunächst das zu untersuchen, was wir in Wirklichkeit meinen, wenn wir von dem Motiv "Kenntnisse aktualisieren" sprechen.

Das Nächstliegende ist natürlich, die theologische Grundausbildung der Pfarrer zu aktualisieren. Aber was sagen nun die Pfarrer selbst dazu? Die schwedischen Erfahrungen zeigen, dass das Interesse an dieser Seite der Fortbildung verhältnismässig gering ist. Die akademische Einstellung scheint eher das Ergebnis eines Wunschenkens von Seiten der Akademiker und der zu Bischöfen beförderten Akademiker zu sein. Dabei könnte man sich fragen, warum wohl die akademische Theologie die Pfarrer nicht so besonders interessiert.

Die Theologie beschäftigt sich doch immerhin mit den zentralen Themen, die zu den Aufgaben des Pfarrers gehören. Dabei kann man die Hypothese aufstellen, dass ein Zusammenhang in folgender Hinsicht besteht: Je gründlicher die theologische Grundausbildung eines Pfarrers ist, desto grösser ist sein Interesse an der wissenschaftlichen Theologie. Heutzutage umfasst die theologische Grundausbildung der Pfarrer in Schweden 3 1/2 Jahre. Wahrscheinlich ist das so etwas wie ein Tiefstandrekord für eine Volkskirche. Hinzu kommt, dass die Pfarrer nach gerade bestandener Abschlussprüfung, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nie mehr als das vorgeschriebene Minimalpensum an Studien erledigen. Das kann man natürlich als eine Kritik am Ausbildungsplan, als Kritik an Lehrern und Studieninhalt deuten. Indes ist dies wohl kaum richtig. Die pädagogische Entwicklung war günstig, und jetzt herrscht eine Flexibilität, die die individuellen Bedürfnisse und Möglichkeiten des einzelnen Studenten sicherstellen. Hier spielen andere Faktoren mit hinein - die von Studenten nun abgeschlossene Schule, die Studienökonomie, die Berufsrolle als Pfarrer usw. -. In Kirchen mit anderen Verhältnissen herrschen wahrscheinlich andere Attitüden.

Ein weiterer Abschnitt des "aktuellen Tatsachen-Wissens" beinhaltet ganz einfach das Ausfüllen der Lücken in der Grundausbildung. Schweden bietet gutes Studienmaterial, da das Studium der Religionswissenschaften geändert worden ist und ganz dem individuellen Geschmack angepasst werden kann - eine natürliche Folge sind die Wissenslücken. Aus diesem Grunde haben die Bischöfe einen Minimalkursus in Exegetik, Systematik und Kirchengeschichte für alle die gefordert, die zum Pfarramt ordiniert werden wollen. Dazu ist es gekommen, da man das theologische Grundexamen (Staatsexamen) durchaus bestehen kann, wenn man ausserordentliche Kenntnisse zum Beispiel in moderner indischer Religionsbildung, theologischen Gärstoff in den lateinamerikanischen Revolutionsideologien und psychotherapeutischen Methoden in der Neurose-Behandlung hat, ohne auch nur die Spur von Kenntnissen in der Exegese des Neuen Testamentes oder der Dogmatik zu haben. Aber auch der vorgeschriebene Minimalkursus muss ergänzt werden. Die Studenten haben die Bindung der Bischöfe an ein traditionelles Bildungsideal der Pfarrer kritisiert, wodurch die Bischöfe einen wichtigen neuen Zweig, zum Beispiel die Religionspsychologie, vergessen haben. An solchen Punkten müsste also die Fortbildung einsetzen, damit die Pfarrer eine so breite und vollständige akademisch-theologische Ausbildung wie möglich bekommen. Zu den wichtigen Ergänzungen gehören auch andere wissenschaftliche Zweige wie beispielsweise Gesellschaftswissenschaft, Soziologie, Kommunikationstheorie usw. Man hat in Schweden Versuche gemacht, die Pfarrer für ein Studium zu entusiastmieren, das man die Gesellschafts-Verantwortung der Kirche genannt hat. Man wollte bessere Kenntnisse über die Wertungen vermitteln, die die Triebkräfte moderner schwedischer Politik sind, und über internationale Verhältnisse. Das Interesse war indes gering. So empfindet man zwischen dem Hang der Pfarrer, politische Ereignisse der Zeit anzugreifen, und ihrem Unwillen her-herauszukommen, worum es sich eigentlich handelt, eine merkwürdige Kluft.

Deshalb muss man die Schlussfolgerung ziehen, dass die Fortbildung in ganz anderer Weise von den eigenen Wünschen der Pfarrer

ausgehen muss. Als man das Studium der Religionswissenschaften in Schweden reformierte, hat man unter den werdenden Pfarrern gewisse Meinungsumfragen angestellt, was sie studieren wollten. Dabei zeigte sich, dass die traditionellen theologischen Fächer anderen Fächern weichen mussten wie: Seelsorge, Familienfragen, Psychologie, Jugendarbeit und anderes mehr. Eine andere Bestandsaufnahme zeigt, dass für gewisse Studenten die Ausbildung "an einem mangelnden Kontakt zur Arbeitssituation" leidet. Dieser letztgenannte Gesichtspunkt ist von immer mehr Personen immer stärker unterstrichen worden, seit man 1970 diese Untersuchung durchgeführt hat. Fortbildungsprojekte von mehr praktischer Art, die direkt die tägliche Arbeitssituation des Pfarrers berühren, werden deshalb mit grossem Interesse aufgenommen: zum Beispiel die neuen Vorschläge für die Agende und das Gesangbuch der Schwedischen Kirche. Der Pfarrer sieht also erst dann eine Motivation für die Fortbildung, wenn es sich um seine Arbeitssituation dreht und er diesen Zusammenhang erkennt.

Hält man sich strikt an die Bestandsaufnahme der Bedürfnisse, so läuft die Fortbildung Gefahr, dem Pragmatismus und Punkteinsatz zu verfallen. Für die Arbeit des Pfarrers besteht die Gefahr, dass sie immer mehr eine Art Handwerk ohne tragende Idee wird und dass die Reflektion durch einen theologischen Phlegmatismus ersetzt wird. Dieser Trend ist eine der ernstesten Herausforderungen an die Fortbildung heute.

Aber lassen Sie mich noch einmal an den Begriff "Arbeitssituation" anknüpfen. Mir scheint, man trifft den Kern der Sache bedeutend besser und erreicht eine viel wichtigere Schicht, wenn man statt dessen von der "Lebenssituation" spricht. Die Weiterbildung der Pfarrer solle sich von jeder anderen Fortbildung darin unterscheiden, dass sie die für den Pfarrer so stark ineinander verwobene Arbeits- und Lebenssituation berücksichtigt. Pfarrer zu sein ist in gleichem Masse eine Frage des Lebensstils wie auch eine Frage der Erfüllung gewisser Funktionen. Die Glaubwürdigkeit alles dessen, was er tut und sagt, kommt auf seine Beziehungen zu

Gott an - oder wenigstens darauf, wie die Umgebung diese Beziehungen empfindet. Es ist deshalb natürlich, dass sich eine besondere Rolle für den Pfarrer entwickelt hat, die aus den Erwartungen der Umwelt und den Eigenerwartungen des Pfarrers erwachsen ist. Die Rolle wird dadurch nicht leichter, dass sie eher die Prägung der Gesetzlichkeit als des Evangeliums trägt. Darum haben wir auch bei vielen, vielleicht sogar den meisten, einen Konflikt zwischen eigenem und gespieltem Ich. Die Freiheit, den Herrn Jesus Christus anzuziehen (Römer 13,14, Galater 3,27), kann schlimmstenfalls zu einem Kampf werden, zu einer Panzerrüstung, die ein chaotisches Inneres umgibt. Bei einem Menschen mit anderen Rollen können die Krisen in anderer Weise ans Tageslicht gerückt, behandelt und geheilt werden. Bei einem Pfarrer aber werden sie oft unter die Oberfläche verdrängt, da seine Glaubwürdigkeit, gemessen an der beinahe unausrottbaren Gesetzlichkeit, in Frage gestellt würde. Kämen seine Krisen zutage, so wäre er "unmöglich" in der Gemeinde. Deshalb haben wir die verdrängten Probleme mit dem Glauben, der Ehe, dem Alkohol usw., Fragen, die gerade die eigentliche Lebenssituation des einzelnen Pfarrers prägen und die er bearbeiten können müsste, weil sie von entscheidender Bedeutung für seine Arbeitskapazität und Befriedigung in der Arbeit sind. Manchmal kann das alles in einer schweren und tragischen persönlichen Krise ausbrechen. So etwas könnte vermieden werden, wenn nicht dies ganze Gebiet tabuisiert wäre. Würde man sich der Lebenssituation des Pfarrers und der Seelsorge am Pfarrer, die ebenso notwendig wie vernachlässigt ist, zuwenden, so würde das wahrscheinlich mehr bedeuten als alle akademische Fortbildung der Welt. Behandlung der verborgenen, kritischen Punkte - das Verbotene im offenen Gespräch darzulegen - eine Fortbildung für missglückte Menschen - dies Thema sieht man nie, aber es hört sich fast biblisch an.

Die Arbeitssituation des Pfarrers wird immer mehr von der Forderung nach Zusammenarbeit mit anderen bestimmt, immer weniger jedoch davon, zu führen und eine Lehrerrolle auszuüben. Die Ausbildung des Pfarrers ist - oder war jedenfalls - individualistisch.

Angaben zufolge hat man in einigen westeuropäischen Untersuchungen feststellen können, dass es sehr schwer ist, Pfarrer an Teamarbeit zu gewöhnen, wenn sie während der Ausbildung sich daran gewöhnt hatten, als Individualisten zu arbeiten. Verschiedene Konflikte in den Gemeinden wären wahrscheinlich nie entstanden, hätte man dem Pfarrer Gelegenheit gegeben, eine Antwort auf folgende drei Fragen zu finden:

- Wie fungiere ich im Zusammenspiel mit anderen und wie sehen die anderen mich?
- Welches ist mein Kapazitätsniveau: intellektuell - in bezug auf Kenntnisse - in bezug auf die praktische Arbeit - emotional?
- Akzeptiere ich, dass ich bin, der ich bin, mit meinen starken und schwachen Seiten? Was kann ich bei mir selbst entwickeln und was kann ich nicht bei mir entwickeln?

Die Fortbildung müsste ihm auch Gelegenheit bieten, mit diesen Relationsfragen zu arbeiten. Durch bessere Selbsterkenntnis geht die Arbeit besser und erhöht sich das Wohlbefinden - auch für die Umgebung.

Versucht man, das bisher Gesagte zusammenzufassen, so könnte man sagen, dass man mit der Fortbildung eine Art Veränderung beim Pfarrer erzielen will. Eine pädagogische Grundregel besagt, dass jedes Lernen eine Veränderung ist. Allerdings kann eine Änderung an sich ja kaum etwas Erstrebenswertes sein, wenn man nicht auch gleichzeitig die Richtung angibt, in der sie erfolgen soll. In unserem Falle wäre das: vertiefte und vermehrte Kenntnis auf relevanten Gebieten, besseres Verständnis der eigenen Arbeits- und Lebenssituation für den Pfarrer und erhöhte Fähigkeit zur Zusammenarbeit mit anderen Menschen. Damit geht die Fortbildung von einem kritischen Postulat aus, das ungefähr besagt, dass nichts so gut ist, als dass es nicht besser werden könnte. Vielleicht hat die Fortbildung einen unterschwelligen, persönlichen Zweck, der sogar das Wichtigste sein kann: die positiv-kritische Funktion zu üben und am Leben zu erhalten. Mit Kritik meine ich kein allgemeines Meckern, sondern eher etwas in der Linie dessen, was Luther

über die Busse sagt: "den alten Menschen mit Ernst angreifen und in ein neues Leben treten" (Grosser Katechismus, vierter Teil, über die Taufe). Paolo Freire gibt als einen der Hauptpunkte für jede Art von Ausbildung an, sie solle "eine kritische und reflektierende Attitüde, die zum Handeln auffordert", schaffen. Die Fortbildung soll für diese positiv-kritische Funktion, die "alles neu" sehen will, der Katalysator sein. Akzeptiert man, dass die Fortbildung diese Funktion bekommt, so landet man - jedenfalls in Schweden - in einem interessanten prinzipiellen Konflikt mit dem Ordinations-Gelübde. In diesem Gelübde hat man nämlich versprochen, seinen Übergeordneten den "schuldigen Gehorsam" zu leisten und willig das zu tun, was einem aufgetragen ist, Kritik scheint mit anderen Worten nur den Weg der Hierarchie gehen zu können: von oben nach unten - nicht umgekehrt.

2. Pädagogische Aspekte

Man kann nicht ohne weiteres Prinzipien aus der Kinder- und Jugendlischenschule für die Weiterbildung der Pfarrer verwenden. In den letzten Jahren ist das Interesse an der speziellen Erwachsenenpädagogik zum Gegenstand von Forschung und Experimenten geworden, die zu gewissen Schlussfolgerungen geführt haben. Allerdings kann man kaum von sensationellen Resultaten sprechen: die Untersuchungen zeigen uns das, was man schon längst wusste. Es besteht deshalb wohl die Notwendigkeit, so scheint es dem Amateur, diese Gebiete weiter zu bearbeiten. Ausgehend von dem zur Verfügung stehenden Material, möchte ich mich deshalb mit drei kurzen Bemerkungen zu diesem Punkt begnügen.

1. Meist meint man, dass die Fähigkeit zu lernen und sich umzustellen mit zunehmendem Alter abnimmt und eine gewisse Starrheit eintritt. Wir sind geneigt, den Satz zu bejahen, wenn es sich um andere dreht, jedoch nicht, wenn wir an uns selbst denken. Es hat sich gezeigt, dass diese letztgenannte Attitüde nicht ohne Grund ist, und dass man intellektuell längst nicht so schnell abfällt, wie man früher geglaubt hat.

Natürlich gibt es Unterschiede zwischen älteren und jüngeren Schülern, unter anderem, wenn man an das sogenannte Kurzgedächtnis denkt, das heisst die Fähigkeit, Fakten eine kürzere Zeit im Gedächtnis zu speichern, um später daraus Schlussfolgerungen zu ziehen. Weiter sind ältere Schüler oft nicht so willig wie jüngere, eigene Fehler während der Ausbildung zu akzeptieren.

2. Erwachsene haben an die Ausbildung eine ganze Reihe heterogener und komplizierter Erwartungen. Sie haben jedoch, nach vorliegenden Untersuchungen, merkwürdige Schwierigkeiten zu begreifen, dass sie das nicht schon können, was sie nun lernen sollen. Deshalb ist es notwendig, die selbstkritische Funktion zu trainieren, beispielsweise dadurch, dass man ihnen hilft, die eigene Kompetenz in Frage zu stellen.
3. Zweckmässigerweise wird man die Ausbildung an konkreten Problemen oder Problemgebieten orientieren, aus denen man prinzipielle Lehren und Schlussfolgerungen ziehen kann, nicht umgekehrt.

3. Inhaltliche und organisatorische Aspekte

Die inhaltliche Seite der Fortbildung haben wir vorhin schon berührt. Jedoch sollte hinzugefügt werden, wie wichtig es ist, die Ausbildung im Hinblick auf den Inhalt so allseitig wie möglich zu gestalten. In seiner Kritik kann man sich gegen solche Tendenzen wenden, die die Fortbildung lasch in den Spuren der Universität trodden lassen und, natürlich immer im Rahmen der Anständigkeit, mit aktuellen Ereignissen und Modeschwankungen ein bisschen flirten. Eine fundamentale Linie in der Fortbildung ist aber das, was fehlt. Deshalb wird jetzt gerade eine Art Rahmenplan für die Fortbildung diskutiert. Die Diskussion befindet sich aber bislang noch im präliminären Stadium. Der Rahmenplan bedeutet ganz einfach die Feststellung bestimmter Gebiete, die in der Fortbildung behandelt werden sollen; also ein zentral für die Kirche festge-

legter "Rahmen", der jeder Diözese, die Fortbildungskurse organisiert, eine grosse Flexibilität belässt. Die Forderungen, die man an einen solchen Plan stellt, sind: 1. Festigkeit in den Konturen - Anpassungsfähigkeit innerhalb des Rahmens, 2. Er soll sowohl praktisch-pastoral als auch theoretisch-theologisch orientiert sein, und er soll 3. sowohl eine allgemeine als auch eine individuelle Fortbildung der Pfarrer ermöglichen. Vielleicht sollte ich hinzufügen, dass man sich in Schweden hauptsächlich der gemeinsamen Fortbildung zugewandt hat und nicht der individuellen. Auf weitere Sicht will man die beiden Komponenten so koppeln, dass das gemeinsame Studium durch ein individuelles Studium ergänzt wird - ein Programm vom Typ "life-long education". An der theologischen Fakultät in Lund sind bestimmte Experimente gemacht worden. Die Fakultät hat Vorschläge für individuelle Studienkurse für die Pfarrer über bestimmte Gebiete vorbereitet. Die Kurse wurden von den jeweiligen Professoren geleitet und die Teilnahme war freiwillig. Etwa 30 Pfarrer haben sich an dem Projekt beteiligt, und das Resultat war im grossen und ganzen positiv, obwohl das zeitraubende Studienprogramm, das parallel zur täglichen Arbeit geleistet werden sollte, als belastend betrachtet worden ist. Das Modell erinnert an den Typ der "education through extension", der u.a. in Afrika verwendet wird und der in dem Buch "Learning in Context" (Theological Education Fund, London 1971) beschrieben wird.

Der praktisch-pastorale Fortbildungsteil müsste, nach dem Rahmenplan, einige der grundlegenden Funktionen des Gemeindelebens behandeln, nämlich: Gottesdienst und Gebet, Evangelisation, Diakonie und Jünger-Erziehung - das bezieht sich auf eine fortlaufende Unterweisung in der Gemeinde, verknüpft mit Seelsorge und christlicher Gemeinschaft. Den Skizzen nach soll pro Jahr eine solche Funktion behandelt werden. Jede Funktion kann man dann konkretisieren. Zum Beispiel kann man auf dem Gebiet 'Evangelisation' die Fragen wie: Kirche und Schule, Botschaft sucht einen Adressaten, Kirche in der Freizeitgesellschaft usw. behandeln. Was den theoretisch-theologischen Teil anbelangt, wird

das Schwergewicht auf die Hauptdisziplinen Exegese und Systematik gelegt. Vielleicht ist man darin doch zu konventionell. Hier hat man jedoch die Absicht, diese Gebiete nicht in Reinkultur zu züchten, sondern sie in eine problemorientierte Ausbildung einzubauen. Den Ausgangspunkt bildet ein konkretes Problem und keine theologische Idee. Eine klare Grenze lässt sich also gegenüber dem praktisch-pastoralen Teil der Unterweisung nicht ziehen. Diese Termini wollen auch eher als Einfallswinkel verstanden sein.

Wir wollen den Pfarrer der Zugluft aus verschiedenen Richtungen aussetzen, wo er mit schärferen Werkzeugen als sonst an einem Stückchen komprimierter Wirklichkeit die Situation analysieren und entstehende Probleme lösen kann. An diesem Punkt sind wir uns im klaren, dass der Methodik der Fortbildung grosse Bedeutung zukommt. Diese Frage würde eines besonderen, eingehenden Studiums wert sein. Wir müssen uns in diesem Zusammenhang mit einigen wenigen Beobachtungen begnügen. Es wäre kaum realistisch, wenn man damit rechnen würde, dass die Kursteilnehmer einige Literatur schon im voraus gelesen haben. Diese romantische Erwartung muss einfach vor düsteren Realitäten kapitulieren. Eine weitere Beobachtung: Denken wir an das betreffende Verhältnis zwischen den Elementen: Vorlesung-Gruppenarbeit-Diskussion im Plenum. Normalerweise geht man vielleicht davon aus, dass die Vorlesung so etwas wie ein Zentrum wird, das Impulse für die Gruppenarbeit gibt und später im Plenum zusammengefasst wird. In der modernen pädagogischen Debatte will man lieber die Gruppenarbeit ins Zentrum des Lernprozesses stellen und der Vorlesung eine untergeordnete Rolle geben. Jedoch hat die Vorlesung eine unbestreitbare Funktion und erlebt wohl augenblicklich eine Renaissance, allerdings im Rahmen der sogenannten "kollektiven Arbeitsformen", nicht in der Form der absoluten und autoritativen Ansprache. Geht man davon aus, dass die Fortbildung problemorientiert sein soll, so hat man die Möglichkeit, die Fragestellung auf verschiedene Art vorzustellen: Ich möchte hier nur auf das sogenannte "case-study" Modell hinweisen, das in dem Dokument des LWB "Theological Education within

the Whole People of God" ausführlich präsentiert worden ist. Die Methode wird u.a. induktiv genannt, das heisst, sie hat ihren Ausgangspunkt in konkreten Fällen (cases) und durch das Studium und die Gruppengespräche über diesen Fall kann man zu allgemeingültigen Prinzipien und zu direkten Handlungslinien gelangen. Man kann "cases" so konstruieren, dass sie der wirklichen Arbeitssituation des Pfarrers sehr nahekommen - darin liegt vielleicht die starke Seite dieses Modells.

Damit eine Fortbildung dieses Typs funktionieren kann, muss man schliesslich voraussetzen, dass sie so viele Menschen wie möglich erreicht. Aus Erfahrung wissen wir, dass die Kurse zu Anfang einem gewissen Widerstand begegnen.

Vielleicht könnte eine Ursache die sein, dass der Pfarrer so lange eine Lehrerrolle innegehabt hat, so dass der Gedanke, er müsste selber etwas lernen, ihm ziemlich komisch vorkommt. So werden auch die sogenannten Dialoge der Fortbildungskurse manchmal zu einer Reihe von Monologen, die keine Berührung miteinander haben, dann unterrichten die Lehrer einander, ohne irgendwelche Fortschritte zu erzielen. Mittlerweile aber löst sich offenbar diese individuelle Isolierung, und man entdeckt u.a., dass die Gespräche über die Generationsgrenzen hinweg zu einem der wichtigsten Effekte der Fortbildung werden. Bei der Auswertung der Kurse fällt auf, wieviele Teilnehmer der Gemeinschaftsfunktion der Kurse - also vor der eigentlichen Lehrfunktion - die höchsten Punkte geben, und das in einer theologisch so zersplitterten Kirche wie der schwedischen. Sowohl für den einzelnen als auch für die Kirche im Grossen ist es also wichtig, dass so viele wie möglich sich an dieser Arbeit beteiligen.

Der Pfarrer ist in besonderer Weise so etwas ähnliches wie ein Grossproduzent der Gemeinde - Lehrsätze, Handlungsprogramme, Ratschläge für einzelne und Gruppen -, und er wird in diese oft auf solche Weise eingespannt, dass er auf längere Sicht innerlich

vertrocknen muss. Man muss sich erneuern, um aufs neue etwas geben zu können. Das Leben im Glauben erneuert. Wenn man sich aber hinter dieser Formulierung nur verkriecht, so unterschätzt man das eigene Bedürfnis des Glaubens, neue Anregungen zu empfangen, herausgefordert zu werden, neue Blickpunkte zu erreichen. Gerade das aber will die Fortbildung geben. Fortbildung - das heisst, sich um den Glauben bemühen.

2. Ernö Ottlyk (Ungarn)

Pfarrerweiterbildung unter einheitlichem Konzept

Es ist stets Aufgabe der Theologie, dem kirchlichen Leben voranzuarbeiten. Die grundlegende theologische Aufgabe in unserer Kirche besteht darin, den Weg, den unsere Kirche in der sozialistischen Gesellschaft geht, zu reflektieren. Derjenige, der an der Bereicherung dieser Theologie teilnimmt, hilft dazu, unsere Kirche instand zu setzen, Antworten auf die Fragen der Zeit zu geben und ein richtungsweisendes Wort an die Gemeindeglieder zu richten.

Der Landesvorstand der Arbeitsgemeinschaften der Pfarrer stellt Themen und hat seit Jahren Themen gestellt, die Zeitfragen aufwerfen, damit die Pfarrerschaft mit der Entwicklung und Denkweise des heutigen Menschen Schritt halten kann. Die meisten Themen stellen eine schwierige Aufgabe dar, weil sie auf einen unbekannten Weg führen. Das ermutigt zum mündigen Denken, das neue Fragen auf neue Weise beantwortet. Unter den Themen gibt es viele, die Bezug auf das öffentliche Leben haben, denn hier ist die grösste Nacharbeit erforderlich, und die aufgeworfenen Probleme erfordern schnelle Reaktionen, weil man mit der aktuellen Antwort nicht warten darf.

Selbstverständlich ist das Niveau der vorgelegten Arbeiten verschieden. Die wertvollste ist immer die Arbeit, in der das Thema in selbständiger und schöpferischer Weise durchdacht wird. Das selbständige theologische Denken ist deshalb so wichtig, weil

theologische Antworten aus anderen Situationen für uns nicht immer übernommen werden können.

Während die schöpferische theologische Arbeit am höchsten geschätzt wird, dürfen wir nicht vergessen, dass nicht ein jeder dieser Arbeit gewachsen ist. Wichtig ist auch, dass die Basis unserer theologischen Ergebnisse erweitert wird: immer mehr Pastoren akzeptieren die Theologie des Dienstes, immer mehr knüpfen an sie an, und sie können den Weg, auf den Gott unsere Kirche geleitet hat, mit zunehmender Ueberzeugung annehmen. Die Annahme unserer theologischen Erkenntnisse gestaltet auch die Haltung der Pfarrer. Im Rahmen eines Lernprozesses wird der gemeinsame Weg zur persönlichen Ueberzeugung und Stellungnahme.

Jede Arbeitsgemeinschaft der Pfarrer in den Senioraten ist theologische Werkstatt. In den in der Regel monatlichen Zusammenkünften wird je eine an die Pfarrer gerichtete Predigt gehalten, meistens mit Abendmahlsfeier. Dann besprechen die Pfarrer den Predigttext des nächsten Sonntags, wo die Frage aufgeworfen wird, wie das Wort Gottes von einst hier in der heutigen Situation aktualisiert werden kann. Doch besteht die Hauptaufgabe der Arbeitsgemeinschaften der Pfarrer in der Aneignung unserer theologischen Ergebnisse. Welche sind diese? Ich nenne einzelne Gebiete, auf denen sich die Pfarrerweiterbildung verwirklicht:

1. Von Jahr zu Jahr ist eines der ständigen Themen der Pfarrerweiterbildung ein Ueberblick über internationale Probleme. So arbeiten die Pfarrer in sechzehn Senioraten, z.B. 1976 mit einem einschlägigen Thema: "Unsere diakonische Verantwortung nach Helsinki". Es geht hier um die Schlussdokumente der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa, und zwar konkret um die Aufgaben, die der Kirche daraus erwachsen. Das Thema des Friedens lautete im vergangenen Jahr so: "Mit friedlicher Zusammenarbeit zu der Welt des Friedens". Damals standen die europäischen Gesellschaften noch vor der Schlusskonferenz von Helsinki. Es ging hier darum, wie die

Ausformung der europäischen Zusammenarbeit gefördert werden kann. Es war nötig, das Vorbereitungsmaterial von Helsinki zu kennen, jene sogenannten "Körbe", die je einen grossen Themenbereich darstellen. Am Thema "Unsere Teilnahme in der ungarischen Friedensbewegung" arbeiteten unsere Pfarrer im Jahre 1974, als die ungarische Friedensbewegung ihr 25-jähriges Bestehen feierte. Aus alledem ist ersichtlich, wie versucht wird, das aktuelle und wichtigste Friedensthema jedes Jahres zu erfassen und in Aufsätzen und Diskussionen der sechzehn Seniorate zu verarbeiten.

2. Ein anderer ständiger Themenbereich ist ein Ueberblick über das internationale kirchliche Leben, also die Beschäftigung mit den ökumenischen Problemen. Die aktuelle Aufgabe wird wieder durch die Ereignisse geliefert: 1976 befassten sich unsere Pfarrer mit der Thematik der Vollversammlung des Oekumenischen Rates der Kirchen unter dem Titel "Die Konsequenzen von Nairobi". Dann blickten sie auf das Thema der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes 1977 in Daressalam: "In Christus - eine neue Gemeinschaft". Hier können die Pfarrer zur Sprache bringen, was sie von der nächsten Vollversammlung des LWB erwarten. Die Aufgabe ist, zu durchdenken, was sie im grossen Forum des LWB aus den Erfahrungen und Erkenntnissen unserer Kirche zum Nutzen der grossen Familie des Weltluthertums einzubringen haben.

1974 befassten wir uns auch mit Fragen der ungarischen Oekumene. Die Oekumene wurde also nicht nur weltweit, sondern auch in unserem Land reflektiert. Der Titel lautete: "Verbindende und hindernde Faktoren im Oekumenismus von Ungarn". Es wurde untersucht, wie die römisch-katholische, reformierte, lutherische Kirche und die Freikirchen zusammenleben, und wie sie in ihren gegenseitigen Beziehungen ökumenische Verbundenheit finden oder nicht finden.

3. Ein dritter, immer wiederkehrender grosser Bereich der Pfarrerweiterbildung ist: "Teilnahme an den Aufgaben unseres Volkes und unserer Gesellschaft". Auch dieses Thema wird unter dem Gesichtspunkt der jährlichen Aktualität bearbeitet. Als 1975 der 30. Jahrestag der Befreiung gefeiert wurde, lautete das Thema: "Was bedeutet die Befreiung im Leben unseres Volkes und unserer Kirche?" Oder ein anderes Thema: "Teilnahme an der weiteren Entwicklung unserer Gesellschaft aufgrund der diakonischen Theologie". Mit diesem Thema ist unsere Pfarrerschaft der Frage nachgegangen, wie wir unsere Gesellschaftsordnung mit moralischer Hilfeleistung fördern können.

Das hervorragende Thema von 1974: "Die Verwirklichung der Menschenrechte in unserer Verfassung und Gesellschaft". In jenem Jahr war das Jubiläum der Unterzeichnung der Erklärung über die Menschenrechte der UNO. Auf internationaler Ebene war die Beschäftigung mit den Menschenrechten mit grossen Problemen verbunden. Gerade deswegen haben wir unserer Pfarrerschaft diese Aufgabe gestellt.

Auch in Ausarbeitung von Detailfragen waren wir der Gesellschaft behilflich. Zum Beispiel: "Unsere Aufgaben in der Bevölkerungspolitik unserer Gesellschaft". Oder: "Unser Dienst im Prozess der Urbanisation".

4. Der vierte Themenbereich, der von Jahr zu Jahr wiederkehrt, ist die Frage der inneren Einheit unserer Kirche. Das Thema von 1976 lautet: "Worauf hat unsere diakonische Theologie noch nicht geantwortet?" Hier ist wieder sichtbar, wie sehr alle eingeladen sind, am gemeinsamen theologischen Denken teilzunehmen, damit diese Theologie unser aller gemeinsamer Schatz werde. Das andere Thema: "Sektiererische Gedanken in unseren Gemeinden". Wir wollen mit den falschen Ansichten in den eigenen Reihen kämpfen. Um einander zu überzeugen, wollen wir das Bessere aufzeigen und laden zur Nachfolge ein. Das Thema von 1975 lautete: "Innere Einheit unserer Kirche und

Weiterbildung ihres Gemeinschaftsbewusstseins". Während in früheren Epochen wegen der individuellen Einstellung sich Partikularismus und Provinzialismus breitmachten, ist jetzt die Herausbildung der inneren Einheit der Kirche auch in der Theologie bemerkbar, sowie auch im gemeinsamen Schritt, in der gemeinsamen Haltung.

5. Ein sehr wichtiger Aufgabenbereich der Pfarrerweiterbildung ist die Verkündigung. 1) In den Sitzungen der Arbeitsgemeinschaften der Pfarrer wird jeweils eine Predigt für die Pfarrer gehalten. Diese Predigt oder Ansprache in der Abendmahlsfeier hat die Rolle der Evangelisation der Pfarrer. 2) In den Arbeitsgemeinschaften der Pfarrer wird immer auch eine homiletische Auslegung durchgeführt, bei der der Predigttext des kommenden Sonntags miteinander erarbeitet wird. 3) Unter den vorgeschriebenen Themen der Arbeitsgemeinschaft befindet sich immer ein homiletisches Thema und im allgemeinen ein praktisch-theologisches Thema. Zum Beispiel im Jahre 1975: "Zeitgenosse predigt Zeitgenossen". Oder 1974: "Wie haben wir die politische Aufgabe unserer Verkündigung erfüllt?" Auch Detailfragen wurden erörtert, zum Beispiel: "Was können wir am Grab sagen?" oder "Aufgaben um die Trauung". Früher haben wir die Aufgabe der Taufpredigt oder das Problem des seelsorgerlichen Besuches besprochen.
6. Ein anderer Bereich ist die Aufarbeitung aktueller kirchlicher Fragen. So das entsprechende Thema für 1976: "Was bedeuten 'die zwei Heller' heute in unserer Kirche?" Das wirft die materielle Frage auf, einerseits die Frage der Opferbereitschaft der Gemeinde, andererseits die Frage der Sorge für die kirchlichen Mitarbeiter. Ein anderes Thema hiess: "Höhere Verantwortung für unsere Alten". Andere Themen betreffen das kirchenleitende Handeln, z.B.: "Der Einsatz der Pfarrer in unserer Kirche". oder "Neue Aufgaben in der Diaspora". Beide Fragen, sowohl die des Pfarrereinsatzes als auch die der Diaspora, hängen im Grunde genommen zusammen: es geht um

Planung, eventuellum Zusammenlegung von Gemeinden, um Rationalisierung und zweckmässige Einteilung des kirchlichen Dienstes.

Mit alledem führe ich nur Beispiele an, um zu illustrieren, mit welcher Konzeption bei uns die Pfarrerweiterbildung verwirklicht wird. Die Zielsetzungen unserer Pfarrerweiterbildung sind einheitlich. Es wird die Theologie unseres eigenen Weges gelehrt, gelernt und entwickelt. Auf dieses Ziel konzentriert unsere Kirche ihre geistliche Kraft in aller Studienarbeit. Oekumenische Studienarbeit wird getan, um auf verschiedenen ökumenischen Foren einen Beitrag leisten zu können. Wir nehmen an der Studienarbeit des Oekumenischen Rates der Kirchen, des Lutherischen Weltbundes und der Christlichen Friedenskonferenz teil. Wir haben ausserdem theologische Fachgruppen, wo sich Pfarrer, die sich für ein bestimmtes Fach der Theologie interessieren, weiterbilden. Aber das Ganze der Studienarbeit, also die Fülle der geistlichen Anstrengungen der Kirche, hat einen einheitlichen Verlauf, nämlich die Theologie unseres Weges weiter zu entwickeln, nutzbar zu machen und zu popularisieren.

3. Hermann Riess (Bundesrepublik Deutschland) Erfahrungen mit der Pfarrerweiterbildung in Württemberg

Im Hauptreferat von Pfarrer Nisser und im ersten Kurzreferat von Bischof Ottlyk wurden Erfahrungen aus Schweden und Ungarn berichtet. Ich will versuchen, das bisher Gesagte zu ergänzen durch Erfahrungen aus der Bundesrepublik Deutschland, genauer gesagt, aus der Württembergischen Landeskirche.

1. Weitere Ausbildung ist nötig

Unsere Württembergische Landeskirche macht ihren Pfarrern seit acht Jahren ein breites Fortbildungsangebot. Man hatte erkannt, dass die Kenntnisse, die unsere Pfarrer im Studium erworben haben, ergänzt werden müssen durch gründliche Ausbildung im Vikariat

und durch Austausch pfarramtlicher Erfahrungen. So kam es zu verschiedenen Fortbildungseinrichtungen, die alle orientiert waren an pfarramtlichen Aufgaben. Dabei bildete die Erfahrung unseres Pastoralkollegs in Freudenstadt eine wesentliche Grundlage für das Konzept unserer ganzen landeskirchlichen Fortbildung. Pastoralkolleg - das sind bei uns 12-14tägige Kurse, in denen biblische wie systematisch-theologische Sachfragen aufgearbeitet werden sollen und persönlich-berufliche Probleme besprochen werden können. Das Ganze in brüderlich-geistlicher Gemeinschaft.

Wenn wir gefragt werden nach der Begründung für diese Arbeit, so könnte ich den Gedanken aufnehmen, den Pfarrer Nisser in seinem Referat angesprochen hat. Auch unter Pfarrern sollte es so etwas geben wie "Chancengleichheit". Ich meine allerdings, diese Begründung sei noch unzureichend. Wir müssen uns Gedanken machen, wie wir das Berufsbild des Pfarrers verstehen. Zu diesem Berufsbild gehört, dass wir als Pfarrer das Amt der Versöhnung haben. In der Confessio Augustana steht vor dem Artikel V vom Predigtamt der Artikel IV von der Rechtfertigung. So haben wir dem Pfarrer zu helfen, dass er das Amt der Versöhnung besser ausüben kann mit Gott (2. Korinther 5,20), mit dem Bruder (Matthäus 5,23), mit der Welt und dem Kosmos (Kolosser 2,8-10).

2. Weitere Ausbildung geschieht

Jeder Württembergische Pfarrer kann damit rechnen, alle zehn Jahre ins Pastoralkolleg eingeladen zu werden. Dazwischen erfolgt - nach jeweils fünf Jahren - eine Einladung zu einem akademischen Lehrgang. Hier handelt es sich um einen theologischen Studienkurs, der von Professoren und Dozenten des Tübinger Fachbereiches geleitet wird. In der Regel werden dabei pro Kurs zwei theologische Themenkreise behandelt aus dem Fach des betreffenden Hochschullehrers. Wichtig ist - und dies gilt wesentlich für alle Fortbildungskurse - dass an überschaubaren, zentralen Themen exemplarisch gearbeitet wird. Pfarrer entdecken: "Theologische Reflektion und unmittelbares Lernen macht uns (immer noch) Freude. Wir können (noch) theologisch arbeiten. Die Forschungs-Entwicklung

in den jeweils behandelten Themen ist nicht so weit fortgeschritten, als dass sie für uns nicht mehr einholbar wäre."

In den zurückliegenden Jahren wurde versucht, den Wünschen der Pfarrer nach theologisch grundsätzlichen wie auch nach praktisch bezogenen Fortbildungsangeboten Rechnung zu tragen. Hierbei wurde mehr und mehr deutlich, dass Grundlagenarbeit nicht möglich ist, bzw. unfruchtbar bleibt, ohne Besinnung auf bestimmte Ziele, die es zu verfolgen und zu erreichen gilt. Dabei zeigt es sich freilich immer wieder: Ziele kristallisieren sich oft erst langsam heraus. So wurde begonnen, in dem breiten Feld der speziellen theologischen Studienkurse wie auch bei den Kursen für bestimmte Handlungsfelder (Predigt, Seelsorge, Religionspädagogik, Jugendarbeit, Erwachsenenbildung, Bibelwochenvorbereitung), mehr und mehr thematisch längerfristige Angebote zu machen, um den Teilnehmern ein intensiveres Vertraut-Werden zu ermöglichen mit der speziellen Problemstellung und deren Vermittlung in die praktische Gemeindearbeit. Damit soll den Pfarrern geholfen werden, ihren eigenen Auftrag besser und klarer zu sehen.

Theologisch-pastorale Fortbildung baut sich auf einem Methoden-Optimismus auf. Sie versteht sich auch nicht - wie vielfach behauptet - als Methoden-Technologie. Stattdessen wollen die verschiedenen Angebote helfen, ein Gespür, ja ein Wissen zu entwickeln, wie man als Pfarrer mit anderen Menschen umgeht, wie Menschen auf einen wirken, wie man selbst auf sie wirkt. Pfarrer sollten hören können. Wir müssen offene und verschlüsselte Antworten und Gesprächsangebote des Gegenübers aufnehmen. Wir müssen ihm helfen, eine Lösung seiner Probleme zu finden. In diesem Kontext von Zielen und Verhalten kommt auch den Sachfragen eine ganz neue Bedeutung zu. Anders gesagt: Pfarrer sollen lernen, den jeweiligen Stellenwert theologischer Aussagen und Positionen genauer zu bestimmen und ihn abzustimmen auf die pastorale Situation, in der sie gebraucht werden. So soll das Gelernte gebrauchsfähig gemacht werden.

Insofern ist es nicht zu hoch gegriffen, wenn wir davon sprechen, dass Pfarrer in ihrem "Handwerk" weiter lernen. Berufsbegleitende Fortbildung hat den Vorzug, dass sie aufnimmt, was von der Ausbildung (Studium, Vikariat) mitgebracht wird, was von den Erfahrungen im Amt den Horizont erweitert und was andere in Forschung und Praxis inzwischen weiter entwickelt haben.

In diesem Zusammenhang ist zu berichten, dass seit etlichen Jahren auch bestimmte Gruppen unter unseren Pfarrern angesprochen werden. So gibt es laufend Angebote etwa für Pfarrer auf dem Lande, Jugendpfarrer oder für Ausbildungspfarrer (Pfarrer, denen ein Vikar bzw. eine Vikarsgruppe zugeordnet ist). Seit 1971 gab es 3 eigens eingerichtete Studienkurse für Dekane. Besonders dankbar nahmen Ehefrauen von Pfarrern die für sie ausgeschriebenen Studienwochen an. Hierbei hat der Pfarrfrauendienst, ein Kreis ehrenamtlich arbeitender Pfarrfrauen, die planerische und organisatorische Verantwortung übernommen. Dass die Studienwochen für verschiedene Altersgruppen angeboten werden, hat sich bewährt. Die Nachfrage ist anhaltend lebhaft.

3. Weitere Ausbildung braucht Zeit

Diese Einsicht stösst sich nicht selten mit starker dienstlicher Inanspruchnahme. Deshalb ist es sinnvoll, wenn Fortbildung als dienstliche Aufgabe des Pfarrers von diesem in seinem Jahresplan berücksichtigt wird. Dazu gehört, dass gegenseitige Vertretung so organisiert wird, dass man sich amtsbrüderliche Hilfestellung gibt. Hier ist jeder von jedem abhängig. Pfarrer brauchen einander, um besser ihren Auftrag erfüllen zu können. Dem dient Fortbildung als berufliche Zurüstung. Fortbildung braucht Zeit. Beim Selbststudium, in freien Arbeitskreisen, in den kirchlich-theologischen Arbeitsgemeinschaften unserer Dekanatsbezirke, bei Kursen. Nicht wenige haben inzwischen entdeckt, dass mittel- und langfristige Fortbildung effektiv ist. (Die von Pfarrer Nisser genannten Kurse von 2-3 Tagen dürften doch wohl zu kurz sein). Gleichzeitig motiviert diese Fortbildung des einzelnen stärker zum Eigen-

studium und zur Bildung von Kleingruppen. Der Besuch von Fortsetzungskursen über einen Zeitraum von zwei bis drei Jahren hinweg führt zu einem intensiven Vertraut-Werden mit dem jeweiligen Arbeitsgebiet. Deshalb ist auch zu unterscheiden zwischen eigentlichen Studienkursen und Fortbildungskursen. Es liegt auf der Hand, dass z.B. Seelsorge-Fortbildung Zeit braucht und nicht auf Tagungen geschehen kann. Tagungen können nur Anregungen geben. Wenn Erfahrungen eigener und fremder Seelsorgebemühungen aufgearbeitet werden sollen, müssen Pfarrer länger beieinander sein. Diese Weisheit ist in der Kirche schon länger beheimatet. Ihr haben sich auch Angebote der Psychologischen Beratungsstelle Stuttgart (Zweijahreskurs in Seelsorge) und das Seminar für Seelsorgeausbildung in Stuttgart angeschlossen.

Wie in anderen westdeutschen Landeskirchen besteht auch in Württemberg die Möglichkeit zu einem einsemestrigen Kontaktstudium. Voraussetzung ist u.a. eine mindestens zehnjährige Dienstzeit. Wer sich hier ein gezieltes, exemplarisch angelegtes Studienprogramm vorbereitet, kann die notwendige Breite und Vertiefung des gewählten Themenkreises erreichen. Ein gründliches Kennenlernen der derzeitigen Universitäts- und Studentensituation ist in jedem Fall gewiss. Dennoch stellt das Kontaktstudium sicher nur eine der vielen Fortbildungsmöglichkeiten auf landeskirchlicher Ebene dar. Immer mehr wird aber deutlich, dass gerade auch für Universitätslehrer und Studenten die Begegnungen mit Pfarrern von grossem Wert sind.

4. Weitere Ausbildung hat Zukunft

Fortbildung gehört bei uns zum Dienstrecht und zur Dienstpflicht des Pfarrers. Es wird immer deutlicher, dass ihr in den achtziger Jahren eine erhebliche grössere Bedeutung zukommen wird, nicht zuletzt, wenn unser personeller Engpass überwunden ist. In diesem Zusammenhang sind auch finanzielle und organisatorische Möglichkeiten und Notwendigkeiten zu bedenken. Es zeichnet sich ab, dass berufliche Fortbildung des Pfarrers, ja der kirchlichen Mitar-

beiter überhaupt, besonders auch auf regionaler Ebene erfolgen muss. Das heisst, dass zu Kursbesuch und Eigenstudium die Fortbildungsgemeinschaft auf Kirchenbezirksebene kommt, nicht so sehr als verordnete, wohl aber als freiwillige Arbeitsgemeinschaft von Pfarrern, die an der gleichen Thematik interessiert sind. Hier bieten sich besondere Studientage an, auf denen inzwischen gemachte Erfahrungen besprochen und weitere Fähigkeiten und Fertigkeiten entwickelt werden können. Pfarrer können dann ihre Gaben noch besser für andere einsetzen. Bei den kirchlich-theologischen Arbeitsgemeinschaften wie in der Seelsorgefortbildung wurden bereits mit regionalisierten Versuchen gute Erfahrungen gemacht. Ebenso in der Pfarrfrauenarbeit und im Bereich der Religionspädagogik. Ein besonderes Problem sind die steigenden finanziellen Belastungen. Wir meinen, dass die Teilnehmer verstärkt auch finanziell beteiligt werden müssen. Bei den Pfarrfrauen haben wir erfahren, dass dies auch möglich ist. Zunächst wurde von der Landeskirche aus eine entsprechende Hilfe gegeben. Jetzt haben die Pfarrfrauen in einigen Bezirken erklärt: Wir wollen die Kosten selbst übernehmen.

5. Weitere Ausbildung macht Freude

Dieses Resümee steht am Ende aller bisher gemachten Erfahrungen. Eine beträchtlich hohe Zahl landeskirchlicher Pfarrer hat in den letzten Jahren vom Gesamtangebot Gebrauch gemacht. 1974: 294 Pfarrer, 35 Pfarrfrauen; 1975: 436 Pfarrer, 70 Pfarrfrauen; im ersten Halbjahr 1976: 350 Pfarrer, 48 Pfarrfrauen. Viele von ihnen haben sich danach auch geäussert. Besonders dankbar waren Veranstalter und Teilnehmer für konstruktive Kritik, die half, Verbesserungen zu erzielen. Nur im gemeinsamen Bemühen wird es möglich sein, den landeskirchlichen Mitarbeitern weiterhin Zurüstung und Stütze zu geben für ihre mannigfachen Aufgaben. Immer wieder wurde beobachtet, dass jene Mischung von geistig-geistlichem Lernen, Gemeinschaftserlebnis in Andacht, Gottesdienst, Studien- und Freizeitgestaltung sowie die Gelegenheit, einmal auszuspannen und bestimmten Interessen nachgehen zu können,

wohltuend ist für Leib, Seele und Geist. Gemeinschaftserlebnisse wurden erweitert durch die Begegnung mit kirchlichen Mitarbeitern in Kursen, wo vom Thema und von der Zielgruppe her eine integrierte Fortbildung sich anbietet (z.B. Jugendarbeit, religionspädagogische Fragen, Erwachsenenbildung). Auch die Teilnahme von Pfarrern anderer Landeskirchen (Baden, Bayern) und von Gästen (etwa aus dem Elsass oder aus Oesterreich) machte deutlich, dass der Horizont unserer Fortbildungsarbeit über die Landeskirche hinausreicht.

Pfarrer haben die Lebensaufgabe, anderen Menschen dabei zu helfen, das Evangelium in ihrem Leben zu entdecken. Es ist nötig, dass sie immer wieder einmal auch Entsprechendes an sich selbst erfahren. Wir stehen alle in der Gefahr, in unserem Amt festzufahren, zu vertrocknen, zu resignieren und das Amt misszuverstehen als Herrschaft statt als Dienst. Wo das geschieht, sind wir auch nicht mehr in der Lage, den Laien bei ihrer Ausbildung zu helfen. Von daher haben wir die weitere Ausbildung der Pfarrer als einen dringend notwendigen brüderlichen Dienst zu verstehen.

V. AUF DEM WEG NACH DARESSALAM

1. Carl-Johan Hellberg (Genf)

Der missionarische Auftrag der europäischen Kirchen

Eine Konferenz kann nur lohnend sein, wenn unser Reden und unsere Entscheidungen den Erfordernissen, Herausforderungen und Möglichkeiten der Situation, in der wir unsere tägliche Arbeit verrichten, Rechnung tragen. Dadurch ermöglichen wir das Entstehen neuer Einsichten und Perspektiven. Unsere Tagung hier dient auch der Vorbereitung auf die Vollversammlung in Daressalam. Das Thema für diese Vollversammlung lautet: "In Christus - eine neue Gemeinschaft". Was bedeutet nun "In Christus - eine neue Gemeinschaft" für uns und die Kirchen in Europa? Wie ist die Situation unserer Kirchen heute und welche Möglichkeiten haben sie, das Evangelium zu verkündigen? Wie sind die Menschen, die heute auf unserem Kontinent leben, und wie ist das geistliche Klima, in dem sie leben und atmen?

Dieses sind sehr wichtige Fragen, die wir uns stellen müssen, bevor wir ernsthaft das Thema "In Christus - eine neue Gemeinschaft" annehmen können.

Das geistliche Klima scheint sich ganz plötzlich in den westlichen Ländern geändert zu haben. Vor zehn oder fünfzehn Jahren sagten uns die Fachleute der "geistlichen Wetterkunde", dass der typisch westliche Mensch der völlig säkularisierte Mensch sei, der in einer Welt lebe, die letztlich ohne religiösen Sinn, ohne religiöse Bedeutung wäre. Der Prozess der Säkularisation, der seinen Ursprung im Westen hat, wurde nun weltweit. Wenn wir über Mission und Verkündigung nachdenken, sollten wir deshalb nicht in erster Linie an die Begegnung mit anderen Religionen denken, sondern an die Begegnung mit einer Zivilisation ohne Religion.

Heute wissen wir, dass Religion keineswegs am Aussterben ist. Es gibt viele Aspekte der modernen Kultur - und besonders der

modernen Subkultur -, die zweifellos religiös sind. Sie zeigen eine Beschäftigung mit Kräften, die übermenschlich sind und spiegeln auch ein Gefühl der Abhängigkeit von solchen Kräften wider. Die Säkularisten scheinen nicht mehr die einzigen typischen Vertreter der modernen Geisteshaltung zu sein. Noch typischer sind die Anhänger aller Arten von Bewegungen, Bestrebungen und auch sogenannten neuen Religionen.

Diese neue Religiosität - wenn man es so nennen kann - ist meistens nicht eine Rückkehr zu den alten, festgelegten Formen des religiösen Lebens. Die Menschen, die Mitglieder dieser Bewegungen sind, sind oft durch das Stadium der Säkularisation hindurchgegangen. Es gibt wenige Anzeichen dafür, dass sie zu den Kirchen des klassischen Christentums zurückkehren. Diese Menschen suchen eine Art Religion und finden sie auch oft, die sich grundlegend vom christlichen Glauben unterscheidet. Auf den ersten Blick besteht eine verwirrende Vielfalt solcher religiösen oder pseudo-religiöser Einstellungen. Aber sie haben doch eine Menge gemeinsam.

Wie können wir sie am besten beschreiben? Sie sind vielleicht gar nicht so sehr neu. Es gab seit vielen Jahren "eine Religion" der Intellektuellen. Sie war - und ist noch - überzeugt von der Allgegenwart Gottes. Sie ist relativistisch und sogar romantisch und individualistisch. Sie steht im Gegensatz zu der Kirche mit ihrem Glauben an die einmalige historische Offenbarung Gottes in Jesus Christus, die Menschwerdung des Sohnes Gottes. So haben wir gesehen, wie im Laufe dieses Jahrhunderts viele Intellektuelle auftraten, die sich selbst für die Kinder einer Religion hielten, die die Stelle des Christentums einnehmen sollte. Sie sagten vielleicht, dass Gott tot ist, aber damit wollten sie nur sagen, dass der Gott der Christen tot ist. "Le roi est mort, vive le roi". Sie kündigten die Ankunft eines neuen Gottes an.

Die neuen Religionen und Ideologien sind nicht mehr nur die Religionen von kleinen auserwählten Gruppen. Sie sind überall in sehr verschiedenen Gestalten aufgetreten und bieten eine neue

Religiosität allen an, die Ohren haben zum Hören und Augen zum Sehen. Die Botschaft lautet, dass das Leben selbst göttlich ist und dass die Zeit gekommen sei, sich freizumachen von den "lebensverneinenden" Lehren und Vorschriften des christlichen Glaubens.

Die Christen - die Kirchen - sind mit einem neuen Heidentum konfrontiert. Und doch - die Christen haben nur sehr langsam die heidnischen Elemente in der modernen westlichen Kultur wahrgenommen. Sie waren so überzeugt davon, dass die westliche Welt eine christianisierte Welt sei, dass sie nicht glauben konnten oder wollten, dass heidnische Kräfte einen starken Einfluss inmitten dieser Welt ausüben konnten.

Bezeugt das nicht die Tatsache, dass die meisten Verkündigungen heute ein Aufruf an "abgefallene" oder "laue" Christen, ihren Glauben ernst zu nehmen, sind? Darum bleibt die Frage: Was tun die Kirchen, was tun wir mit den Millionen, die den Anruf, zu den christlichen Ueberzeugungen ihrer Kindheit zurückzukehren, gar nicht begreifen, weil sie diese christliche Religion niemals kennengelernt haben und in einem völlig anderen religiösen Klima aufgewachsen sind?

Der verantwortungsbewusste Missionar, der auszieht, das Evangelium unter Menschen zu verkündigen, die einer anderen Religion angehören, studiert zuerst diese andere Religion gründlich. Er gibt sich grosse Mühe, den christlichen Glauben in einer Sprache zu erklären, die Sinn und Bedeutung hat für die Menschen, zu denen er gesandt ist. Wieviele von uns haben das neue Heidentum ernsthaft studiert? Und wieviele von uns wissen, wie wir uns in dieser Welt, in dieser Zeit, verständlich machen können? Wir benutzen oft allgemeine Worte, die vielleicht ein Echo hervorrufen können bei denen, die im Kindergottesdienst gewesen sind, die aber denen völlig fremd bleiben, die niemals eine christliche Erziehung genossen haben.

Ich glaube, dass wir versuchen müssen, Gottes Frage an den

Menschen mit ihrer Lebenssituation in Beziehung zu bringen und zu zeigen, dass, indem sie die Frage Gottes beantworten, sie gleichzeitig die Antwort finden für ihre innersten Anliegen.

Hier könnte man viele Beispiele anbringen, und das müssen wir vielleicht auch zur Vorbereitung auf die Vollversammlung in Daressalam tun. Das Thema heisst: "In Christus - eine neue Gemeinschaft". Was bedeutet nun diese neue Gemeinschaft für die Menschen, die hier in unserer westlichen Welt leben? Das ist nicht nur unsere Gemeinschaft in Europa, sondern eine Gemeinschaft für die ganze Welt. Da kommt die Frage auf, die sicherlich in Daressalam gestellt wird, nach der Gerechtigkeit unserer Welt. Kein Christ wird die heutige Generation in ihrer Lage wirklich ansprechen, wenn er keine Beziehung herstellt zwischen der christlichen Botschaft und den Fragen nach der Gerechtigkeit in der hiesigen Welt. Die Polarisierung zwischen Christen, die sich nur für die Verkündigung vom Himmel einsetzen, und denen, deren Anliegen die soziale und politische Gerechtigkeit ist, ist unbiblisch und zugleich ein Hindernis für eine wirksame Verkündigung. Die prophetische Botschaft, deren Anliegen die Gerechtigkeit in den Beziehungen der Menschen untereinander ist, ist ein wesentlicher Teil der gesamten biblischen Verkündigung. Dies wegzulassen bedeutet die Predigt eines verstümmelten Evangeliums. Christus ist hier - heute und für alle Zeiten und für die ganze Welt. In ihm gibt es eine neue Gemeinschaft, aber diese neue Gemeinschaft müssen wir immer wieder entdecken. Damit kommt auch die Frage nach Gerechtigkeit im Sinne des Evangeliums auf, nach der Gerechtigkeit, die neu von der Liebe Christi ausgeht.

Die Konfrontation mit unserer Welt von heute, die missionarische und prophetische Aufgabe der Kirche in einer Welt von Ungerechtigkeit und Polarisierungen, ist nicht nur eine erschreckende Herausforderung für uns. Sie ist vielmehr eine wunderbare Chance. Das zwingt uns dazu, eine gründliche Reinigung vorzunehmen, eine Reinigung der Botschaft, die wir der Welt gebracht haben. Das zwingt uns, zu den Quellen zurückzukehren, um in Christus eine

Gemeinschaft aller Menschen in der ganzen Welt neu zu entdecken. Warum gibt es in unserer Kirche noch ein Widerstreben, die missionarische Aufgabe der Kirche ernst zu nehmen, wenn nach unserer Ueberzeugung die Verkündigung des Evangeliums von der Rechtfertigung des Sünders aus Gnade und Glauben allein die Mitte unseres Bekenntnisses ist? Das Evangelium von dieser Rechtfertigung allein kann allen in Christus eine neue Gemeinschaft geben.

2. Ernst Eberhard (Bundesrepublik Deutschland)

Die ökumenische Dimension der lutherischen Gemeinschaft

Wenn man sich auf dem Weg nach einem Ziel befindet, dann hat dieser Weg auch einen Ausgangspunkt, der mit dem Ziel etwas zu tun hat. Ich sehe zwei solche Ausgangspunkte "auf dem Weg nach Daressalam."

1. Die Vollversammlung des LWB in Evian 1970 und
2. die Vollversammlung des Oekumenischen Rates der Kirchen in Nairobi 1975.

Beginnen wir mit dem zweiten Ausgangspunkt: Nairobi. Landesbischof Dietzfelbinger hat (in den "Nachrichten der bayerischen Landeskirche") den Satz geprägt: "Daressalam wird an Nairobi gemessen." Diese schlichte Feststellung birgt zwei Probleme in sich: einmal die Mahnung an den LWB: Strengt Euch bei diesem Unternehmen an, dass Ihr vor den kritischen Augen und Ohren der Oekumeniker bestehen könnt! Damit ist aber auch die Frage gestellt, ob sich der LWB bei diesem Bemühen nicht übernimmt - übernehmen muss.

Im Grunde ist diese Frage immer wieder aufgebrochen und in den zurückliegenden 20 Jahren nicht zur Ruhe gekommen: Sind die Vollversammlungen des LWB nicht doch nur eine schwächere, verwässerte Neuauflage der Weltkirchenkonferenzen - und damit überflüssig? Oder - wie es ein Mitglied des Deutschen Nationalkomitees in einem ähnlicher Zusammenhang formuliert hat - "lutherische Schlagsahne auf einen Kuchen, den andere gebacken haben"? Das heisst doch: Der LWB hat nur dann ein Lebensrecht, wenn er sich vom Oekumenischen Rat der Kirchen notwendigerweise unterscheidet.

Der nicht unerhebliche Aufwand für seine Vollversammlungen lohnt sich nur, wenn sie Wesentliches, Eigenständiges zu seinem Wirken beitragen. Mit eigenständig meine ich nicht so sehr den Stil, wohl aber Thema und Theologie seiner Vollversammlungen, die dann auch Konsequenzen für seine praktische Arbeit haben müssen. Gewiss wird es immer auch Fragestellungen geben, die den Oekumenischen Rat der Kirchen und den Lutherischen Weltbund in gleicher Weise beschäftigen, weil sie vom Leben, von den gegenwärtigen Auseinandersetzungen diktiert werden und unsere Antworten, gegründet auf die Heilige Schrift, herausfordern. Wenn diese Antworten die gleichen sind, die der Oekumenische Rat der Kirchen und der LWB darauf zu geben haben, dann sollten sie nicht immer in ermüdender Weise wiederholt werden. Wo sie aber verschieden sind, auf Grund der Théologie z.B., da sollte dies auch klar und deutlich gesagt werden. Sobald Spannungen und Differenzen evident werden, die am Ende doch in der Theologie, im Bekenntnis begründet sind, muss dies auch profiliert zum Ausdruck kommen, z.B. in einer Vollversammlung.

Doch nun zum eigentlichen und genuinen Ausgangspunkt "auf dem Weg nach Daressalam" : zur letzten (V.) Vollversammlung des LWB im Jahr 1970. Sie war ein bedeutsamer Einschnitt in die Entwicklung des LWB. Die Kirchen der sogenannten Dritten Welt hatten zunehmend an Einfluss gewonnen. Man war deshalb - zunächst - entschlossen, diese Vollversammlung in Brasilien zu veranstalten mit dem aktuellen Thema "Gesandt in die Welt". Es ist kein Ruhmesblatt in der Geschichte des LWB, dass seine entscheidenden Organe dem Widerstand einiger, vor allem europäischer Bischöfe und Professoren, nachgegeben und sie nach Evian (Frankreich) am Genfer See verlegt haben. Damit haben sich "die Lutheraner aus der Gefahrenzone eines totalitären Staates in die Sicherheit eines Sommerkurortes zurückgezogen...Statt sich auf die Konfrontation mit einer der Unterdrückung und Folterung bezichtigten Regierung einzulassen, verabschiedet der Weltbund harmlose Resolutionen aus sicherer Distanz. Vorsicht und Rücksicht auf westliche Delegationen hatten

Priorität gegenüber dem mutigen Verständnis für die schwächer repräsentierten Kirchen aus der Dritten Welt" (C. Bergendoff, siehe Lutherische Rundschau 1972, Jubiläumsheft, "25 Jahre LWB"). Gleichwohl nahmen die Probleme dieser Kirchen in Evian im Kontext der Diskussion um die Menschenrechte einen breiten Raum ein.

Für die praktische Arbeit des LWB hat diese Vollversammlung wesentliche strukturelle Veränderungen beschlossen. Während bis 1970 sieben unterschiedlich grosse Abteilungen (und Kommissionen) mehr neben- als miteinander tätig waren, ist die gesamte Arbeit nunmehr - ausser dem Generalsekretariat und dem Finanzbüro - in drei stattliche Abteilungen (mit den dazugehörigen Kommissionen) aufgegliedert: Studienarbeit, Kirchliche Zusammenarbeit und Weltdienst (neuerdings wurden alle publizistischen und auf die Medien bezogenen Vorhaben in einer Kommunikationseinheit zusammengefasst). Dadurch ist zweifellos eine effektive Arbeitsweise ermöglicht worden. Doch war und ist die neue Organisationsform nicht unumstritten. Am meisten Kritik hat die Studienabteilung erfahren, die aus der früheren Theologischen Abteilung hervorging. Schon, dass in ihrer Bezeichnung "Theologie" nicht mehr vorkommt, sahen viele Beobachter ihrer Arbeitsergebnisse als symptomatisch an. Ähnlich erging es der Abteilung für Kirchliche Zusammenarbeit, die - u.a. die Arbeit der früheren Weltmissionsabteilung fortsetzend - aus ihrem Namen das Wort "Mission" eliminierte. Schliesslich haben die Gründe für die neuen Bezeichnungen überwogen und sich inzwischen auch schon zum grossen Teil positiv ausgewirkt.

Und nun lassen Sie mich aus dem umfassenden Auftrag des LWB zwei Bereiche herausgreifen, die gerade in dieser Konferenz im Mittelpunkt standen. Wiewohl vor der Konferenz formuliert, stellen diese Überlegungen für mich so etwas wie ein Resümee unserer Diskussionen dar.

Die ökumenische Dimension des LWB

Darüber, dass der Lutherische Weltbund von seiner Gründung und Intention her insbesondere den lutherischen Minoritätskirchen zugewandt ist, kann kein Zweifel bestehen. "Lasset uns Gutes tun...allermeist an des Glaubens Genossen", steht in der Heiligen Schrift (Galater 6,10). Dies ergibt sich schon aus dem Charakter einer Glaubensfamilie, wie man die konfessionellen Weltbünde auch nennt. Eine Familie kann sich von der Mitsorge für ihre aus irgendwelchen Gründen schwächeren Glieder nicht dispensieren oder diese auf andere, Fernerstehende abschieben. Im übrigen wird damit auch die weitere, ökumenische Gemeinschaft der Christen in ihrer Sorgepflicht entlastet. Sollte es aber durch diese neutestamentliche Praxis zu einer ärgerlichen Bevorzugung bestimmter konfessioneller Minderheiten kommen, dann sind wir mit allen anderen christlichen Kirchen zu dem Lastenausgleich aufgerufen, den "das Gesetz Christi" von uns erwartet (Galater 6,2). Die praktische Erfahrung des Gebens und Nehmens zeigt freilich auch, dass das gegenseitige Helfen innerhalb der gleichen Konfessionsfamilie sich aus mancherlei Gründen sehr viel schneller und unkomplizierter, also effektiver, vollzieht als im grossen Rahmen der Christenheit.

Dennoch hat das Luthertum von seinem reformatorischen Ansatz und ekklesiologischen Verständnis her immer die ganze Christenheit im Blick. Deshalb ist die ökumenische Dimension und Verpflichtung des Lutherischen Weltbundes nicht nur auf Grund seiner Verfassung und ihrer Verwirklichung unaufgebbbar. Dies erhärten sowohl bedeutende lutherische Namen in beiden Bewegungen wie auch die Realität der Beziehungen des LWB zum Oekumenischen Rat der Kirchen. Der LWB befindet sich mit dem Oekumenischen Rat der Kirchen von Anfang an im gleichen Haus; die weitaus meisten Weltbundkirchen sind gleichzeitig Mitgliedskirchen des Oekumenischen Rates der Kirchen; die Beitragsleistungen dieser Kirchen übersteigen weit ihren prozentualen Anteil.

Die Problematik "Konfessionskirchen und ökumenische Bewegung" wurde und wird viel diskutiert. Das "Aergernis der Trennung" in der Christenheit hat immer wieder zum Widerstand und Widerspruch der sogenannten Ökumeniker gegen die konfessionellen Weltbünde geführt. Sind sie Konkurrenz oder Ergänzung zum Weltrat der Kirchen? Bewirken sie eine unliebsame Störung der christlichen Einheitsbestrebungen oder eine gegenseitige Befruchtung der auf vielen Gebieten gemeinsamen Arbeit? Es hat den Anschein, dass sich die Erkenntnis von der "Vielfalt in der Einheit" bei den Verantwortlichen durchzusetzen beginnt. In der Gegenwart gibt es mit Recht eine weitverbreitete Skepsis gegen die "Machtkonzentration" wirtschaftlicher Zusammenschlüsse. Nun ist gewiss das kirchliche und geistliche Leben mit anderen Kategorien zu messen als wirtschaftliche oder politische Vorgänge, dennoch ist auch gegenüber einer christlichen Einheitsideologie aus guten Gründen Zurückhaltung geboten. Die Una Sancta unterscheidet sich grundsätzlich von einer "sancta UNO" und ist mit anderen Mitteln darzustellen als eine politische Einheit.

"Das wahre Aergernis der geteilten Christenheit liegt nicht im Vorhandensein verschiedener Gemeinschaften, sondern in der Art und Weise, wie sie miteinander umgegangen sind" (C. Bergendoff). Deshalb muss das Zeitalter der Polemik christlicher Kirchen gegeneinander endgültig überwunden sein; es darf aber auch zu keiner neuen Polemik der "Ökumeniker" gegen die Konfessionskirchen kommen. Vielmehr ist ein gedeihliches Miteinander das Gebot der Stunde. Dazu hat der LWB in beachtlicher Weise beigetragen.

Hierher gehören insbesondere die Dialoge zwischen den Konfessionen. So befindet sich der LWB - zumeist durch seine Initiative - seit Jahren im Gespräch mit Reformierten, Anglikanern, Katholiken und Orthodoxen über gemeinsame und bis jetzt kontroverse Lehraussagen. Ein angemessenes Instrument hierzu hat sich der LWB in der Lutherischen Stiftung für Ökumenische Forschung (mit Sitz in Strassburg) geschaffen. Je nach der Themenstellung ist die

Studienabteilung des Genfer Stabes an diesen Dialogen beteiligt. Es ist naheliegend, dass das Gespräch mit dem Reformierten Weltbund, unter Einbeziehung unierter Kirchen, mit besonderem Nachdruck geführt wurde. Das Ergebnis ist die sogenannte Leuenberger Konkordie, wobei bemerkenswert ist, dass ihr etliche Mitgliedskirchen des Lutherischen Weltbundes nur mit Vorbehalten zugestimmt haben bzw. eine Zustimmung noch aussteht. Das Hauptproblem im Verhältnis Oekumene - Konfessionskirchen wird die Frage bleiben: Wie können diese innerhalb der Christenheit ihre Identität wahren und dennoch vor der Welt ein gemeinsames Zeugnis im Bekenntnis und Dienst ablegen? Dies kann nicht ohne die Bitte um den Heiligen Geist geschehen, mit allen Konsequenzen, die Luthers Auslegung des dritten Glaubensartikels beinhaltet.

Zwischenkirchliche Hilfe

Am Anfang der lutherischen Zusammenschlüsse - Weltkonvent und Weltbund - stand die materielle und geistliche Hilfe für die mitleidenden Schwesterkirchen nach den beiden Weltkriegen. Inzwischen sind damals empfangende Kirchen zu gebenden geworden. Kann das so weitergehen mit dem Ziel, dass schliesslich keine Kirche mehr des brüderlichen Beistandes bedarf? Nach allen Erfahrungen des Neuen Testaments und der Kirchengeschichte gewiss nicht. Das ursprüngliche amerikanische Rezept, durch jährliche Kürzungen ihrer Zuwendungen die betroffenen Kirchen dazu zu bringen, dass sie "self-supporting" werden, war unrealistisch. Ausgesprochene Minderheitskirchen und Diasporagemeinden haben - bei allen eigenen Anstrengungen - geradezu ein biblisch begründetes Recht darauf, von ihrer Glaubensfamilie nicht allein gelassen oder vergessen zu werden. Natürlich wird es immer Verhältnisse geben, wo solche Hilfe aus politischen oder anderen Gründen nicht möglich ist. So ist es z.B. den Mitgliedskirchen des LWB im Bereich der Sowjetunion noch nicht erlaubt, offizielle Unterstützung zu empfangen - im Unterschied zu allen anderen Kirchen in den sozialistischen Ländern Osteuropas. Sie werden dennoch

weiterleben, weil das Evangelium noch anderes verheisst als die "Handreichung" der Glaubensgenossen. Nur darf dieses Wissen diejenigen nicht beruhigen, die es - äusserlich gesehen - besser haben und mit ihnen zur gleichen Gemeinschaft "des Glaubens und der Liebe und der Hoffnung" gehören.

Bei dem Begriff und der Sache DIASPORA ist es in der Gegenwart üblich geworden - vor allem in nur noch ökumenisch gesonnenen Kreisen -, vorschnell darauf hinzuweisen, dass die Christen insgesamt heute "in der Diaspora", in der Minorität, leben, und dass sich dieser Tatbestand in der Zukunft noch verstärken wird. Dies ist - statistisch oder soziologisch gesehen - gewiss richtig. Doch besteht bei dieser Rede- und Betrachtungsweise eine doppelte Gefahr: Wer sich als Christ selbst in der Diaspora befindlich fühlt, wird wenig Anlass sehen, ein ähnliches Schicksal härter zu empfinden als das seine - es sei denn, das Mit-Leiden dränge ihn zu besonderer Solidarität. Zum anderen wird durch eine solche Nivellierung sehr unterschiedlicher Verhältnisse die echte Diaspora-Situation mit all ihren Bedrängnissen verkannt oder verharmlost. Eine säkularisierte und atheistische Umwelt wird zwar die christlichen Gemeinden am Ort näher zusammenrücken lassen und zum gemeinsamen Zeugnis herausfordern; doch wird die einzelne Glaubensgemeinschaft dazu einen um so kräftigeren Beitrag leisten können, je stärker sie sich ihrem Bekenntnis verpflichtet weiss und von ihrer Glaubensfamilie in der Welt unterstützt wird. An dieser Stelle möchte ich darauf hinweisen, dass der Begriff Diaspora im Studienbuch des LWB für Daressalam an keiner Stelle erscheint.

Die Methoden und Schwerpunkte der zwischenkirchlichen Hilfe werden wechseln, je nach den akuten Bedürfnissen in der Diaspora, die - wie in den sogenannten Mehrheits- oder Volkskirchen - vielfältig sind. Es ist in der langen Hilfstätigkeit des Lutherischen Weltbundes - im Unterschied zu manchen Phasen der Missionsarbeit und des Entwicklungshilfedienstes - immer selbstverständlich gewesen,

dass die Kirchen selbst entschieden haben, was für sie notwendig oder wünschenswert ist, ohne deshalb die Beratung durch ihre Freunde in den "gebenden" Kirchen zu verschmähen. Dass diese Praxis dennoch kein "Einbahnverkehr" geblieben ist, ist das Verdienst des LWB-Austauschprogrammes, das seit Jahrzehnten Pfarrern und kirchlichen Mitarbeitern die Möglichkeit gibt, auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens Erfahrungen und Erkenntnisse durch gegenseitige Besuche auszutauschen. Die Früchte dieser Aktivität des Lutherischen Weltbundes werden-bis in die Gemeinden und Institutionen der grossen und kleinen Kirchen hinein - noch lange nachwirken.

Ich komme zum Schluss. All diese äusserliche Hilfe ist nicht das Entscheidende. Viel bedeutungsvoller ist das, was in dieser Gemeinschaft der lutherischen Kirchen vermittelt wurde und wird an Stärkung im christlichen Glauben, an Austausch geistlicher Erfahrungen, an Bewusstsein für die Weltverantwortung der Christenheit.

Es ist unser Wunsch und Gebet, dass uns der Herr der Kirche "auf dem Weg nach Daressalam", und dort erst recht, etwas spüren lasse von der Verheissung und Wirklichkeit: "In Christus - eine neue Gemeinschaft".

3. Oskar Sakrausky (Oesterreich) Von Nairobi nach Daressalam

Bei der Tagung des Exekutivkomitees des LWB in Amsterdam im Jahre 1974 hatte ich die Frage gestellt, ob nicht angesichts der V. Vollversammlung des Oekumenischen Rates der Kirchen in Nairobi im Jahre 1975 der Lutherische Weltbund auf seine geplante VI. Vollversammlung 1977 verzichten könne.

Angesichts der nun vorliegenden Ergebnisse aus Nairobi sowie jenen der Tagung des neugewählten Zentralausschusses des Oekumenischen Rates der Kirchen in Genf im August dieses Jahres halte ich es doch für wichtig und notwendig, dass die lutherischen

Kirchen der Welt in einem afrikanischen Land zusammenkommen, um von ihrer lutherisch-reformatorischen Sicht her zu Aufgabe und Bedeutung der Kirche Jesu Christi in unserer Welt Stellung zu nehmen. Es scheint mir, dass viele Erklärungen und Empfehlungen des Oekumenischen Rates der Kirchen Mangel an genügender theologischer und biblischer Klarheit leiden.

Vielleicht schenkt es uns der Herr der Kirche, dass die Stimme der lutherischen Kirchen aus der ganzen Welt gemäss der Heiligen Schrift und den lutherischen Bekenntnissen klar und überzeugend in der Vielstimmigkeit der Oekumene hörbar wird.

Es ist selbstverständlich, dass das Thema unserer VI. Vollversammlung "In Christus - eine neue Gemeinschaft" nicht nur das Selbstverständnis dieser neuen Gemeinschaft, sondern ebenso auch ihr Verhältnis zur Welt behandeln wird, wobei es sichtbar werden wird, dass sich beide in weitgehender Abhängigkeit voneinander befinden.

Was sollte nun - nach unserer Meinung - als besonders wichtiger Beitrag der lutherischen Kirchen zur Oekumene in Daressalam geboten werden?

1. Die Kirche Christi eine Gemeinschaft des Lebens

Ich gehe von der Tatsache aus, dass die Evangelische Kirche in Oesterreich seit mehr als 10 Jahren keine wachsende Kirche ist. Die Gedanken, dass die "evangelische Wahrheit" gegenüber dem römischen Katholizismus siegen würde, wie man sie unter den Protestanten in Oesterreich noch vor 50 Jahren pflegte, wurden längst durch die Erkenntnis überholt, dass der Christ ein seltener Vogel in der Welt ist - wie Luther sagt - und Diaspora Aussaat bedeutet, die aber in ihrer Notexistenz der Verheissung des Segens Gottes gewiss ist. Darum kann der Sinn einer Diasporakirche auch nicht "Wachstum und Machtgewinnung" sein.¹⁾

Inzwischen ist es auch den politischen und wirtschaftlichen Mächten klar geworden, dass das Ziel einer menschlichen Gemeinschaft niemals Wachstum und Machtgewinn bis ins Unendliche sein kann.

Der Erzbischof von Wien, Kardinal Dr. Franz König, sagte beim eucharistischen Weltkongress im August dieses Jahres in Philadelphia:

"Wir müssen uns entscheiden, ob wir in den Industrieländern die Konsumsteigerung um jeden Preis wollen, oder ob wir den hungernden Nationen wirtschaftlich helfen wollen. Wir müssen wählen zwischen Konsumsteigerung der Reichen oder Entwicklungshilfe für die Hungernden, denn beides zugleich ist nicht mehr möglich. Die Hilfsquellen der Erde reichen nicht mehr für beides. Nach Ansicht massgeblicher Fachleute hat unsere Welt nicht mehr unbegrenzte Zeit zur Entscheidung."

Welche Aufgabe ergibt sich für die Kirche Jesu Christi angesichts dieser Tatsache? Der Kardinal sagte:

"Der wesentliche Weg zum Ueberleben der Welt ist Selbstzucht und Selbstbeherrschung, echte Bindung an Gott und Rücksicht auf die Menschen, Gewissen und Verantwortungsbewusstsein."²⁾

Und wir ergänzen: Wenn wir als Christen erkannt haben, dass der Sinn unseres Lebens weder Wachstum und Machtgewinnung noch Ueberleben ist, sondern die Gemeinschaft mit Gott durch Christus, dann haben wir gelernt, dass unsere Nachfolge dem gekreuzigten und auferstandenen Herrn gilt, der in den Schwachen mächtig ist. Aber diese Macht der Ohnmächtigen in der Gemeinschaft seines Leibes, der Kirche, kann Vorbild und Hilfe für die Menschheit sein.

Von woher sonst als von der Kirche sollen Menschen kommen, die in Solidarität mit der vergehenden Welt sich von dem Herrn berufen wissen, exemplarische Gemeinschaften der Anbetung, der Armut und des Dienstes für die bedürftige Welt zu stiften und dieser die frohe Botschaft vom ewigen Leben in Wort und Tat zu bezeugen?

Ob sich in unseren Kirchen Christen finden, die aus den Wachstumsstrukturen des Konsums mit ihrer Sinnlosigkeit aussteigen und in Christus eine neue Gemeinschaft bilden?³⁾

Die Antwort, die uns in Nairobi gesagt wurde, kann ich nicht annehmen:

"Wenn also die Kernfragen unserer Zeit - und ich bin mir darüber im klaren, dass ich nur einige wenige herausgegriffen habe - ihrem Wesen nach global sind und einer globalen Strategie für das Handeln bedürfen, dann müssen die Christen in der Welt unverzüglich ihre Kräfte mobilisieren, um sich ihnen zu stellen. Gerade das hat der Oekumenische Rat der Kirchen in den letzten sieben Jahren versucht."⁴⁾

So Generalsekretär Dr. Philip Potter in seinem Rechenschaftsbericht. Will man genauer wissen, was unter "globaler Strategie" zu verstehen ist, muss man in den Vortrag des Tübinger Theologen Moltmann hineinblicken, den er bei der Tagung des Zentralausschusses des Oekumenischen Rates der Kirchen in Utrecht 1972 gehalten hat. Er sagte dort:

"Wenn für das Ueberleben der Menschheit der Weltfrieden wesentlich ist, dann folgt daraus, dass auch eine Weltregierung wesentlich ist. Da es aber keine Weltregierung gibt, müssen wir den Anfang machen und die Vorstufen ausfindig machen, die zu einer Weltregierung führen..."⁵⁾

Und Punkt 4 des Berichtes der Sektion VI von Nairobi lautet völlig ungeschützt:

"Zweiter Beweggrund ist der Ruf nach Erneuerung der Gesellschaft. Es ist sinnlos, in dieser ungerechten Welt bloss überleben zu wollen. (Immerhin hat Gott seinen einzigen Sohn aus Liebe zu dieser ungerechten Welt in sie hineingegeben. Anmerkung des Verfassers.)

Wir meinen, dass die Befreiungsprozesse verbessert und die Welt menschlicher gestaltet werden könnten. Unsere Motivation gründet in der Erwartung des Reiches Gottes, das uns verheissen wurde und von dem wir Zeugnis ablegen sollen."⁶⁾

Das haben schon Müntzer - den Potter bemerkenswerterweise in seinem Bericht zitiert⁷⁾ - wie auch die radikalen Hussiten, die Taboriten, verlangt. Eine gereinigte Welt wollte ein Lenin ebenso wie ein Hitler, wenn auch die Vorstellungen von dem erträumten Reich verschieden waren.

2. Die Demut allein schützt uns vor Ideologien

Wenn die eigentlichen Feinde der Gemeinschaft Jesu Christi jene dämonischen Ideologien sind, die in der Finsternis dieser Welt herrschen (Epheser 6,12), dann lauert die besondere Gefahr genau dort auf uns, wo wir Pläne zur Verbesserung von Welt und Menschheit fassen. Es gibt nur eine einzige Haltung, die uns vor den Netzen der Feinde bewahrt: In unserem Studienbuch wird es trefflich mit "aktiver Reue" (Seite 89) bezeichnet. Ich würde hinzufügen: Es ist die Tapeinosyne (I. P. 5,6), die uns immer wieder in das Wort Gottes hineinführt und aus dem wir Gottes Gericht und Gottes Gnade aufs neue erfahren. Was könnten wir als Lutheraner besseres in das heutige gesetzliche und daher kurzschlüssige Befreiungs- und Verbesserungsgespräch der Oekumene einbringen?

3. Das Nacheinander von Gottesliebe und Nächstenliebe

Die Rückwendung zur Busse im Worte Gottes führt uns zu einem weiteren wichtigen Gesichtspunkt der neuen Gemeinschaft in Christus: Das Verhältnis der beiden Bezüge zwischen Gott und Menschen einerseits und zwischen Mensch und Nächstem andererseits muss unbedingt richtig bestimmt werden.

Aus der oft zitierten Schriftstelle (Matthäus 22, 36-40) von dem vornehmsten Gebot ist keinerlei wertmässiges Nacheinander abzulesen. Vom Gebot der Nächstenliebe heisst es: "Das andere aber ist ihm gleich..." Tatsächlich aber herrscht zwischen beiden Verhältnissen ein kausales - nicht zeitliches - Nacheinander. Dies wird z.B. aus dem Römerbrief deutlich, wo es in den ersten acht Kapiteln um das Gottesverhältnis und in der Folge erst vom Kapitel

12 bis 15 um das Nächstenverhältnis geht. Diese Feststellung will keinesfalls eine Mehrwertigkeit des einen Verhältnisses gegenüber dem anderen behaupten, aber doch eine Abhängigkeit des Nächstenverhältnisses vom Gottesverhältnis. Darum darf auch den "Herausforderungen der Zeit" erst denn Gehör geschenkt werden, nachdem der "Herausforderung Gottes" in seinem Wort Gehorsam geleistet worden ist. Auf keinen Fall aber darf es umgekehrt geschehen. So erklärt Generalsekretär Dr. Potter in seinem Bericht in Nairobi:

"Der Oekumenische Rat hat selbstverständlich sorgfältig auf die Herausforderungen geachtet, mit denen die Welt in dieser Zeit durch die erschütternden Ereignisse konfrontiert wurde. Wenn wir auch nicht mehr so zuversichtlich wie noch vor einigen Jahren die Auffassung vertreten, dass die Welt die Tagesordnung der Kirche festlege, so können wir doch zumindest feststellen, dass wir aus der Erkenntnis dessen, was Gott in dieser Welt wirkt, unseren Marschbefehl für das, was wir zu tun haben, erfahren." 8)

Wir sind der Meinung, dass die Tagesordnung der Kirche nach wie vor von der Heiligen Schrift festgelegt werden muss.

4. Das Wort Gottes, unsere einzige Richtschnur

Darum bin ich für alles, was im Studienbuch im II. Seminar "In Christus - eine Gemeinschaft im Heiligen Geist" gesagt wird, ausserordentlich dankbar, zumal was dort von dem Bild der Oekumene, der konziliaren Gemeinschaft (Seite 74), gesagt wird. Nach Doktor Martin Luther und dem Augsburger Bekenntnis (CA V) gibt ja Gott durch Evangelium und Sakrament den Heiligen Geist, so dass wir als Glaubende wie auch als Handelnde auf das "leibliche" Wort angewiesen sind. Womit man sich endlich die heutige allgemeine Rede-weise vom Geist, der da weht, wo er will (Johannes 3,8) abgewöhnen sollte, zumal dies eine falsche Uebersetzung ist.

Möge es doch uns Lutheranern gelingen, das Wort der Bibel in die Mitte der Ueberlegungen aller Christen zu stellen, damit wir uns nicht mit so seltsamen und widersprüchlichen Aussagen abfinden

müssen, wie sie der Bericht und die Empfehlungen der Sektion I (Bekenntnis zu Christus heute) von Nairobi enthalten. Man vergleiche: These 8 mit These 68, hier Christus der einzige Zeuge Gottes, dort der Dialog mit anderen, aus dem Christus zu uns spricht.⁹⁾ Oder das ungenaue Reden in These 5 vom Leib Christi, in dem von Gott alle Dinge wiederhergestellt werden.¹⁰⁾ Oder man blicke in die Thesen von Sektion II: Dort ist viel von konziliarer Gemeinschaft die Rede (Thesen 3, 4 und folgende)¹¹⁾. Wie aber, so frage ich mich, verträgt sich diese Gemeinschaft mit der "sichtbaren Einheit" (These 14),¹²⁾ die nun auch als Ziel in die Verfassung des Oekumenischen Rates der Kirchen aufgenommen wurde.¹³⁾ Wer denkt da nicht an Bellarmin, was er über die Sichtbarkeit der christlichen Kirche gesagt hat.¹⁴⁾

Frühestens aus dem Neuen Testament weiss man, dass die dortigen unterschiedlichen Denkansätze zu verschiedenen Ausgestaltungen der Kirche Jesu Christi geführt haben. So gilt es in jedem Fall, die Treue gegen das Wort zu bewahren, sonst wird aus Christus eine Ideologie und aus der Kirche eine Utopie, worüber Gottes Richten und gnädiges Zusagen uns verloren gehen.

5. Die Rechtfertigung des einzelnen

Mit dem Hinweis auf ein genaues und häufiges Umgehen mit dem Wort Gottes komme ich zu einem weiteren Punkt, der bis auf die vorletzte (IV.) Vollversammlung des LWB in Helsinki zurückgeht. Es handelt sich um die Frage: Gilt die Rechtfertigung dem einzelnen oder gilt sie, wie der Referent in Evian, Heinz Eduard Tödt, behauptete: "Ich stimme Gerhard Gloege zu: Die Rechtfertigung des Evangeliums vollzieht sich als Menschheitsgeschehen, als Weltgeschehen."¹⁵⁾

Die IV. Vollversammlung des LWB brachte das Thema Rechtfertigung nicht zum Abschluss, beauftragte aber damit die theologische Kommission. Diese gab dem Thema eine endgültige Fassung und

bemerkte unter Punkt 4 der Einleitung dazu:

"Wird das Urteil vor dem Richterstuhl Gottes, auch die freisprechende Rechtfertigung Gottes, anders empfangen als in letzter Einsamkeit? Deshalb kann die Rechtfertigung auch den Sinn haben, den einzelnen in der Massengesellschaft zu einem eigenen, verantwortlichen Menschsein vor Gott zu verhelfen".¹⁶⁾

Nun, in Nairobi hat Charles Birch deutlicher geredet, zumindest deutlicher als der Vorsitzende des Zentralausschusses, Dr. Thomas.
17) Birch sagt in seinem Einführungsvortrag zur Sektion VI:¹⁸⁾

"Es ist eine irrtümliche Vorstellung, dass lediglich der Mensch verändert werden müsse, damit neue Menschen die Welt verändern. Die Erlösung der Menschen bedeutet die Erlösung der Welt, in der sie leben".

Auch im vorliegenden Studienbuch zur VI. Vollversammlung ist in der Einführung zum Bibelstudium wiederum von einer Verkürzung der Botschaft der Heilsmacht des Evangeliums (Römer 1, 16, 17) auf die Rechtfertigung des einzelnen die Rede (Seite 20).

Ich sehe die Sache so: In 2. Korinther 5,19 ff dürfte "kataallage" (Versöhnung) sich auf die Welt (kosmos) im allgemeinen beziehen, während "ho logos tes kataallages" sich speziell an den Menschen richtet, wie es dann auch im Vers 20 in direkter Rede geschieht.

Unaufgebbar bleibt doch die Notwendigkeit der Entscheidung des einzelnen über Annahme oder Ablehnung des rechtfertigenden und versöhnenden Gotteswortes (siehe CA V und CA IV).

Die Kategorie der Rechtfertigung ist eine streng personell-individuelle und ist allein auf den einzelnen bezogen, auch wenn es sich um Gruppen handelt, die z.B. "zum Glauben gekommen sind".

Das bedeutet: nicht gesellschaftliche Strukturen oder soziologische Gruppen können gerechtfertigt werden, sondern in ihnen nur einzelne, die das Gericht und die Gnade Gottes annehmen. Eine "Christifizierung" von Strukturen wäre nur auf dem Umweg der Einflussnahme von einzelnen auf ihre Strukturen möglich.

Dass auch dieser Punkt mit in die ökumenischen Überlegungen dringend eingeführt werden muss, wird daran deutlich, dass bei Aufgeben der individuellen Rechtfertigungslehre kirchliche sozial-ethische Programme nur allzu schnell zu politisch-ideologischen würden.

6. Non vi sed verbo

Damit komme ich zum letzten Punkt, zum Antirassismusprogramm des Ökumenischen Rates oder genauer zum Sonderfonds dieses Programmes, beschlossen am 2.9.1970.

Obwohl die evangelische Kirche in Österreich über keinerlei Mittel verfügt, irgendwelche ökumenische Programme grosszügig zu unterstützen, es sei denn, dass sie eine landeskirchliche Kollekte einhebt, so entstanden sofort nach Bekanntgabe des Beschlusses in Österreich eifrige, ja heftige Diskussionen theologischer Art, ob christliche Kirchen berechtigt seien, Befreiungsbewegungen zu unterstützen. Schon sehr bald, im April 1971, war die Diskussion soweit gediehen, dass die Synodalausschüsse A.B. und H.B. sich für die antirassistischen Aktivitäten des Ökumenischen Rates aussprachen, aber das Sonderprogramm ablehnten. Da die Diskussionen trotzdem weiterliefen, kam die Sache im März 1972 vor die Generalsynode und wurde dort folgendermassen entschieden:

1. Die Evangelische Kirche A. u. H.B. in Österreich verurteilt in Übereinstimmung mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen jede Form der Rassendiskriminierung (gem. Sektionsbericht 4, Uppsala).
2. Die Evangelische Kirche A. u. H.B. in Österreich beteiligt sich jedoch nicht am Antirassismusprogramm des Ökumenischen Rates der Kirchen vom 2. September 1970 (Arnoldshain, Taunus) und 9. Juni 1972 (Sofia). Die Generalsynode A. u. H.B. in Österreich empfiehlt allen Gemeinden, Einrichtungen und Gliedern der Kirche, sich nicht an diesem Antirassismusprogramm zu beteiligen und dafür keine Kollekten und Spenden einzuheben und abzuführen.

3. Die Evangelische Kirche A. u. H.B. in Oesterreich soll Projekte zur Ueberwindung der Rassendiskriminierung auswählen und diese zur Unterstützung den Gemeinden anbieten.

Die Ablehnung des Sonderfonds-Programmes wird seitens der Kirchenleitung im einzelnen auszugsweise begründet. 19)

"Wenn es bei den Antirassismusprogrammen um Machtumverteilung geht, muss mit Notwendigkeit das eintreten, was in der Weltkonferenz für "Kirche und Gesellschaft" im Jahre 1966 (Appell an die Kirchen der Welt, Seite 257) ausgedrückt wurde: "Der Kampf um eine grundlegende Veränderung der Strukturen wird unvermeidlich Leid mit sich bringen und ein kostspieliges und hartes Engagement verlangen. Ein Beiseitestehen der Christen in diesem Kampf bedeutet Ungehorsam gegenüber dem Ruf Gottes in der Geschichte." Mag sein, dass sich Christenmenschen finden, die sich persönlich gerufen wissen, in diesen Kampf der Machtumstrukturierung einzugreifen. Die Kirchen aber als solche dürfen in diesem Kampf weder finanziell noch durch verbale Legitimierung von Gewalt noch durch politische Bewusstseinsbildung Partei nehmen. Ihr Auftrag ist ein anderer: die Versöhnung. "Sie (die Kirche) muss zeigen, dass Gottes Gnade genügt, alle Glieder der einen Menschenrasse zu versöhnen und zu vereinen" (Uppsala-Bericht 168, Seite 69).

Wenn die Kirche an diesem Kampf (der Befreiungsbewegungen) parteilich teilnimmt, muss sie die einen verurteilen und die anderen rechtfertigen, sie muss die einen entmachten und die anderen stärken, sie muss die einen beseitigen und die anderen an die Spitze stellen, sie muss die einen töten und die anderen verteidigen. Das kann niemals das Amt der Kirche Jesu Christi sein. In der Nachfolge Jesu hat sie alle als Sünder zur Busse zu rufen und ihnen die Rechtfertigung ihres Daseins vor Gott aus der Gnade Jesu Christi zu verkündigen. Weil Jesus Christus für alle Sünder gestorben ist, darum kann die Kirche nicht auswählen, wer am Leben zu bleiben hat und wer getötet werden muss.

Darüber hinaus aber läuft die Linie der "Unterdrückten und Entmachteten" im Sinne des Evangeliums nicht an der sozialen, nationalen, politischen, rassischen oder sonst irgendeiner menschlich aufgeworfenen Front, sondern quer durch alle Schichten der Menschheit hindurch. Dass sich diejenigen, welche nichts sind und nichts haben, eher dem Wagnis des Glaubens an Jesus, den Gekreuzigten und Auferstandenen öffnen, gehört zur Verborgenheit des Reiches Gottes in dieser Welt (Ap. VII; 19 f.)"

A n m e r k u n g e n

zum Bericht von Bischof Sakrausky

- 1) O. Sakrausky, Christ und Kirche in der Diaspora, Jahrbuch des Martin Luther Bundes 1974, Seite 32 ff.
- 2) Wiener Diözesanblatt, Nr. 9 vom 1.9.1976 "Die Eucharistie und der Hunger der Welt"
- 3) LWB-Studienbuch 1976, Beitrag von H.O. Wölber, Seite 68 f.
- 4) Offizieller Bericht Nairobi 75, Seite 259
- 5) Jürgen Moltmann, Fellowship in a Divided World, voller Text auf Englisch in The Ecumenical Review XXIV, Nr. 4, Oktober 1972; siehe auch den Bericht des OeRK, Utrecht 13.-22.8.1972, Seite 21 "Die Konzile der Alten Kirche wurden vom Kaiser einberufen, damit sie die Einheit der Kirche mit der Einheit des Weltreichs in Einklang brächten... Heute muss die Kirche die Führung übernehmen; sie muss die Initiative ergreifen zu einer Aktion für den Frieden der Menschheit... Wenn für das Ueberleben der Menschheit der Weltfrieden wesentlich ist, dann folgt daraus, dass auch eine Weltregierung wesentlich ist. Da es aber keine Weltregierung gibt, müssen wir den Anfang machen und die Vorstufen ausfindig machen, die zur einer Weltregierung führen... Politische, wirtschaftliche und religiöse Einrichtungen können ein Existenzrecht nur insofern behalten, als sie den kommenden Weltfrieden und die zukünftige Weltregierung im Auge behalten. Es ist mit Recht gesagt worden, dass die einzelnen Nationen

ihre Aussenpolitik umgestalten müssen zu einer Welt-Innenpolitik...
In ähnlicher Weise müssen die auswärtigen Beziehungen zwischen den
Kirchen eine neue Struktur erhalten: Die Struktur der ökumenischen
Innenpolitik der Einheitskirche."

- 6) Offizieller Bericht Nairobi 1975, Seite 98
- 7) detto Seite 266
- 8) detto Seite 256
- 9) These 8: Jesus Christus ist der einzige Zeuge Gottes, auf den wir
hören und den wir als Gottes fleischgewordenen Sohn in Leben und Tod
bezeugen (als den fleischgewordenen Sohn Gottes) (vgl. Joh. 14,8 f)
... Offizieller Bericht Seite 6
These 68: Aufmerksames Zuhören ist ein wesentlicher Teil unseres
Zeugnisses. Nur wenn wir ein Ohr für die Nöte und Bestrebungen
anderer haben, werden wir erfahren, was Christus uns durch unseren
Dialog mit den anderen zu sagen hat... Offizieller Bericht, Seite 19.
- 10) detto, Seite 6
- 11) detto, Seite 26
- 12) Bericht Nairobi, Seite 32:
"Die gemeinsam bekannte Wahrheit im Zeugnis gegenüber dem Nächsten
sei wichtiger als die unterschiedlichen Formulierungen früherer
Zeit und anderer Kulturen. An vielen Orten sind Unionskirchen
gebildet worden, indem getrennte Kirchen ihre individuelle Identität
aufgaben, um eins zu werden. Dieses Aufgeben war ein Opfer, aber
die, die es gebracht haben, bezeugen, dass es für sie der Weg zu
neuem Leben gewesen ist. Die Konferenz der Unionskirchen, die in
diesem Jahr in Toronto stattfand, hat bezeugt, dass sie durch die
Aufgaben ihrer denominationellen Identität, die sie bisher getrennt
hatte, die Erfahrung neuen Lebens gemacht haben."
- 13) Bericht Nairobi, Seite 202 und 327
- 14) Bellarmin, zitiert nach Luthardt-Jelke, Kompendium der Dogmatik,
Seite 347: Ecclesia enim est coetus hominum ita visibilis et
palpabilis ut regnum Galliae aut respublica Venetorum (De eccl.
mil. 2)

- 15) Evian 1970, V. Vollversammlung des LWB, epd-Dokumentation, Seite 55
- 16) LWB: Berichte 1963 - 1969, Seite 182, Punkt 4:

"Der vierte Teil betont gegenüber der individualistischen Verengung, dass die Rechtfertigung allen Menschen gilt und Kirche werden lässt. Es bleibt jedoch zu bedenken, wie diese Bedeutung der Rechtfertigung für die Gemeinschaft gerade mit ihrer Ausrichtung auf den einzelnen zusammengehört. Ist die Verkündigung der Rechtfertigung nicht zugleich die Gestalt des Evangeliums, die es am stärksten auf den einzelnen Menschen zuspitzt? Im Römerbrief führen die Aussagen über die Rechtfertigung gerade auch zu einer einzigartigen anthropologischen Zuspitzung. Wird das Urteil vor dem Richterstuhl Gottes, auch die freisprechende Rechtfertigung, anders empfangen als in letzter Einsamkeit? Deshalb kann die Rechtfertigung auch den Sinn haben, den einzelnen in der Massengesellschaft zu einem verantwortlichen Menschsein vor Gott zu verhelfen."

und IV, Punkt 12, Seite 184:

"Rechtfertigung schafft Gemeinschaft. Es war eine Verkürzung der Botschaft des Evangeliums, wenn die Rechtfertigung auf den einzelnen Menschen und seine Frage nach Gott beschränkt wurde. Diese Botschaft umspannt und erneuert die ganze Schöpfung. Der Ort, an dem die rechtfertigende Tat Gottes dem Menschen zugesprochen wird, ist die Kirche. Das ist die besondere Aufgabe der Kirche in Gottes Plan mit seiner Schöpfung."
- 17) Offizieller Bericht Nairobi 1975, Seite 241, Punkt 15
- 18) Charles Birch, Schöpfung, Technik und Ueberleben der Menschheit, siehe Bericht Nairobi, Seite 146 ff. Das Zitat stammt aus dem Abdruck des Vortrages in "Die Zeichen der Zeit" 4/76, Seite 126.
- 19) Auszug aus dem Protokoll der 3. Session der 7. Generalsynode 1972, Seite 41 ff.

4. Jan Michalko (Tschechoslowakei)

Die VI. Vollversammlung im afrikanischen Kontext

Die VI. Vollversammlung findet im dreissigsten Jahr des Bestehens des LWB statt. Schon dies gibt genug Grund zum Durchdenken der geleisteten Arbeit, die der LWB in diesem ersten, an internationalen und zwischenkirchlichen Ereignissen reichen und gleichzeitig komplizierten Zeitabschnitt getan hat.

Bisher fanden vier Vollversammlungen in Europa statt (Lund, Hannover, Helsinki, Evian) und eine in den U.S.A. (Minneapolis). Nach 30 Jahren LWB findet nun die erste Vollversammlung in der sogenannten Dritten Welt statt. Der LWB und seine Mitgliedskirchen müssen diese Tatsache auf der einen Seite kritisch-negativ werten, denn sie könnte Ausdruck eines bisherigen schwachen Interesses des LWB für die Situation in den Entwicklungsländern sein. Auf der anderen Seite ist die Tatsache, dass die kommende Vollversammlung in Afrika stattfindet, positiv zu werten, da sie darauf hinweist, dass der LWB seine Verantwortung gegenüber der Dritten Welt sich bewusst macht und diese Verantwortung im Zusammenhang mit der Weltentwicklung überhaupt sieht. Es kann und soll darin auch ein Solidaritätsbewusstsein der europäischen und nordamerikanischen Mitgliedskirchen des LWB in den Entwicklungsländern gesehen werden. Ich werte die Entscheidung der führenden Gremien des LWB, die Vollversammlung in Afrika zu halten, insgesamt als positive Entscheidung, und dies nicht nur aus politischen, sondern auch aus theologischen Gründen.

Die Durchführung einer solchen weltweiten Konferenz verlangt eine solide Vorbereitung, und dies ebenso auf organisatorischer wie inhaltlicher Ebene. Es kann mit Zufriedenheit festgestellt werden, dass das Exekutiv-Komitee des LWB auf seiner Tagung im August 1976 in Uppsala den Fragen der Vollversammlung viel Aufmerksamkeit gewidmet hat. In unserer Kirche haben wir mit Zufriedenheit zur

Kenntnis genommen, dass die Mitgliedskirchen des LWB jetzt eine grössere Möglichkeit haben werden, ihre Anschauungen zu verschiedenen theologischen und gesellschaftlichen Fragen vorzutragen, als dies bisher der Fall war. Diese Möglichkeit ist z.B. durch die Einberufung von regionalen Konsultationen gegeben, bei denen die Themen der VI. Vollversammlung behandelt werden sollen.

Auf diesen Konsultationen werden die Mitgliedskirchen des LWB mit aktuellen Problemen ihrer Umwelt wie auch mit der Arbeit des LWB konfrontiert werden. Ich bin der Ansicht, dass bei dieser Konfrontation tiefer auf Probleme eingegangen werden soll, die im Kontext mit der Weltsituation stehen; ist es doch heute eine allgemein anerkannte Tatsache, dass es eine Interdependenz der einzelnen Phänomene und Begebenheiten gibt, wo immer sie auch auf der Welt auftreten. Mit Rücksicht darauf, dass die Vollversammlung in Afrika sein wird, erachte ich es als unbedingt notwendig, dass wir als europäische Kirche einer Situationsanalyse, die die Kirchen auf dem afrikanischen Kontinent betrifft, entsprechende Aufmerksamkeit widmen. Dies sollte auf sozialem, kulturellem, gesellschaftlichem und politischem Gebiet geschehen. Diese Situation kann nur im Zusammenhang mit der historischen Entwicklung gesehen werden. Dabei sollten die Aufgaben und die Sendung speziell der lutherischen Kirchen in dieser konkreten Situation nicht ausser Acht gelassen werden. In dieser Hinsicht ist gute Vorarbeit geleistet worden durch die gründliche Studie, die die Studienabteilung des LWB vorgelegt hat: "Die Identität der Kirche und ihr Dienst am ganzen Menschen". Es ist bemerkenswert, dass der Impuls zu dieser Studie gerade von Afrika kommt, von der Evangelischen Kirche Mekane Yesus in Aethiopien.

Besondere Aufmerksamkeit muss den Verhältnissen in Tansania gewidmet werden, wo die Vollversammlung stattfindet. Dieses Land ist unsere Aufmerksamkeit wert, und dies aus verschiedenen Gründen. Dieser Staat ist der stabilste in Afrika. Vielleicht ist dies kein Zufall. Er befindet sich auf dem Weg zum Sozialismus.

Ausserdem hat gerade in diesem Land die lutherische Kirche ihre stärkste Position auf dem afrikanischen Kontinent. Dieses Land gewährt allen aus Rassengründen verfolgten Flüchtlingen politisches Asyl. Viele Projekte werden gerade deshalb in diesem Land durch den LWB finanziert. Für diese Arbeit sind wir dem LWB dankbar. Es muss freilich eingestanden werden, dass all diese Hilfe nicht mehr ist als ein Wassertropfen auf einem heissen Stein. Tansania gehört noch immer zu den ärmsten Ländern Afrikas. Wir müssen uns deshalb vergegenwärtigen, dass die europäischen Länder im Hinblick auf die Entwicklungsländer die grossen Schuldner sind und bleiben. Dies gilt auch für die europäischen Christen und Kirchen in ihrem Verhältnis zu den Entwicklungsländern. Diese Tatsache ruft uns zu tiefer Solidarität mit diesen Ländern auf. Das bedeutet aber zugleich eine Verpflichtung, den Kampf dieser Länder gegen den Neokolonialismus und Rassismus zu unterstützen. Verursachen doch gerade diese Kräfte eine ständige Verarmung der afrikanischen Völker. Sie sind zugleich eine Anklage, adressiert an den weissen Menschen und dessen Glauben, eine Anklage, die die Menschlichkeit des Weissen in Frage stellt.

Auf diesem Hintergrund und in diesem Kontext müssen alle Erscheinungen in den afrikanischen Kirchen gesehen werden, die eine Reaktion auf diese Verhältnisse sind. Wir wollen kein Urteil über das Wirken der Missionen der christlichen Kirchen fällen. Wir sollten aber die Schattenseiten vieler Missionsgesellschaften nicht übersehen. Die europäischen Missionare haben sicherlich die Botschaft von der Liebe Gottes zu den Menschen nach Afrika getragen; aber gleich nach ihnen kamen jene, die sich zwar zum christlichen Glauben bekannten, die aber durch ihr Leben diesen Glauben unglaublich machten. Die afrikanischen Kirchen befreien sich langsam von der Führung durch ausländische Missionare, werden selbständig und zeigen sich befähigt, den Kampf der afrikanischen Völker um volle Befreiung zu unterstützen. So wurde eine "afrikanische Theologie" geboren. Von unserer Schau her bringen wir diesen theologischen Richtungen volles Verständnis entgegen:

wir verstehen nicht nur die Entstehung dieser Theologien, wir heissen sie auch gut und unterstützen ihre Zielsetzungen. Sie verfälschen das Wesen des Evangeliums nicht, sie ersetzen es auch nicht durch eine "afrikanische Besonderheit"; sie betonen, dass das Evangelium nur dann richtig verstanden werden kann, wenn es im Zusammenhang mit dem konkreten Leben steht. In Afrika heisst dies, dass gerade das Evangelium jene Kräfte mobilisiert, die stark genug sind, gegen ungerechte Strukturen anzukämpfen wie auch von der Herrschaft unmenschlicher Systeme zu befreien (Rassismus, Kapitalismus, Neokolonialismus). Dabei ist bemerkenswert, dass die afrikanischen Theologen ihre Kirche nicht in die Isolation führen wollen, weit weg von anderen Kirchen. Sie wollen auch nicht zum Kampf gegen den weissen Mann aufrufen, sondern nur dessen Uebergriffe und dessen unmenschliche Methoden beseitigen helfen. Die "schwarze Theologie" in Südafrika betont, dass es ihr Ziel ist, den schwarzen Mann mit dem weissen zu versöhnen und umgekehrt. Unsere europäische Theologie sollte sich mehr dem Studium der afrikanischen und schwarzen Theologie widmen, damit wir umso besser deren Befreiung erkennen.

Aus dem Gesagten kann gefolgert werden, dass auf dem Wege nach Daressalam keine Kirche einen Alleingang machen kann, abgesondert von anderen Kirchen, sondern nur gemeinsam mit anderen Kirchen gehen kann. Der Weg nach Daressalam befreit von Isolierung und führt zu Solidarität, zu Kooperation, zu Koexistenz bzw. zu Proexistenz. Das bedingt aber, dass die europäischen Kirchen jedem Hochmut, jeder Ueberheblichkeit und jedem Vorurteil entsagen, und zwar nicht nur im Hinblick auf unsere Brüder und Schwestern in der Dritten Welt, sondern auch hier in Europa untereinander. Im Zeitalter ökumenischer Zusammenarbeit haben wir gelernt, und wir sollten es auch praktizieren, dass in der Kirche nicht nach dem Masstab der Grösse oder materieller Werte oder der gesellschaftlichen Geltung gemessen werden kann, denn in Jesus Christus sind wir alle gleich. Die Kirchen sollten nicht mehr in Gebende und Empfangende geteilt werden, denn alle Kirchen sollen

einander dienen mit jenen Gaben, die sie vom Herrn empfangen haben. Dieser Grundsatz findet heute seinen Ausdruck im Begriff der Partnerschaft. Wir betonen auf Grund unserer eigenen Erkenntnisse und Erfahrungen gerade dieses Prinzip der reifen Partnerschaft unter den einzelnen Kirchen, weil es weder eine Ueberbewertung des Stärkeren noch eine Unterbewertung des Schwächeren zulässt.

Die Zusammenarbeit unter den Kirchen sollte kein Selbstzweck sein, wie sich auch keine Kirche als Selbstzweck verstehen sollte. Aus der Kirchengeschichte sollten wir die Lehre ziehen, dass das Wort Christi wahr ist: Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, und wer es verliert um meinetwillen und meines Reiches willen, der wird es erhalten. Die Kirche stand immer dann im Rückzug, wenn sie auf Selbsterhaltung aus war. Heute haben wir gerade aus unserer Situation heraus gelernt, dass der Dienst, die Diakonie, die erstrangige Aufgabe der Kirche ist. Nach den Worten des ersten Präsidenten des LWB, Nygren, "gehört die Diakonie nicht an den Rand der Verkündigung und der Arbeit der Kirche, sondern in ihre Mitte, denn das Wesen der Kirche und der Inhalt ihrer Verkündigung ist der erste und grösste Diakon - der Diener Gottes und des Menschen - Jesus Christus". Darum bekennt sich unsere Kirche zur "Theologie des Dienstes", die heute am adäquatesten ihre Identität ausdrückt. Ähnliche Gedanken gewinnen auch in anderen Kirchen Gestalt, besonders in Kirchen, die in sozialistischen Ländern leben, wie auch in Kirchen der Dritten Welt.

Der Dienst der Kirche in der heutigen Welt ist vor allem Dienst auf zwei Gebieten: auf dem Gebiet sozialer Gerechtigkeit und auf dem Gebiet friedlichen Zusammenlebens. Diese zwei Gebiete gewinnen besondere Brisanz, wenn wir nach Daressalam gehen. Afrika ist noch immer jener Kontinent, wo von 54 Staaten 22 zu den ärmsten unseres Planeten gehören. Das bezeugen sowohl der hohe Prozentsatz der Analphabeten (in vielen Gebieten 70% der Bevölkerung, in manchen sogar bis zu 90%) als auch die Tatsache, dass das durchschnittliche Nationaleinkommen pro Kopf jährlich nur 60 - 850 Dollar beträgt.

Hier haben die Kirchen ein breites Arbeitsfeld im Kampf gegen ungerechte Strukturen in der Gesellschaft.

Kein weniger wichtiges Gebiet für die Diakonie der Kirche am heutigen Menschen ist der Dienst für den Frieden. Zu diesem Dienst fordert uns der Weg nach Daressalam auf. Schon der Name dieser Stadt macht uns darauf aufmerksam. Er stammt vom hebräischen "Schalom" - Friede. Die afrikanischen Nationen brauchen einen dauerhaften Frieden für ihre Entwicklung, für ihre Stabilität, für die Sicherung der eigenen Existenz. Leider leben die Völker Afrikas in Spannung und Unsicherheit und teilweise in einem Bruderkrieg. Die Frage, in welcher Weise die Kirchen sich für das friedliche Miteinander aller Menschen und Völker engagieren können, wird uns in Daressalam beschäftigen.

Auf dem Wege nach Daressalam ist es notwendig, über den Wert und die Verwirklichung echter Gemeinschaft nachzudenken. Diese Gemeinschaft ist uns im Glauben geschenkt und muss durch unser Leben in der Liebe erwiesen werden. Sie soll und darf nicht eingeschränkt werden. Sie vollzieht sich quer durch die Grenzen der Völker, Stände, Rassen und Ideologien. Sicher haben wir hier alle manches nachzuholen und zu revidieren, zu beseitigen und besser zu machen, damit diese Gemeinschaft voll verwirklicht wird. Die Gemeinschaft, um die es uns dabei geht, und für die wir uns zu engagieren haben, ist die Gemeinschaft der Verkündigung und des Dienstes am ganzen Menschen.

VI. BERICHT DER ARBEITSGRUPPEN

0. Vorwort

Mit Ausnahme des Themas "Weitere Ausbildung der Pfarrer" wurden alle Themen der Konferenz auf der Grundlage der dazu jeweils gehaltenen Referate und Korreferate in vier Arbeitsgruppen diskutiert. Für jedes Thema standen den Diskussionsgruppen zweieinhalb Stunden zur Verfügung. Die Protokolle der vier Arbeitsgruppen wurden in einem Bericht zusammengefasst, der der Konferenz zur Diskussion vorgelegt wurde.

Der nachstehende Bericht wurde aufgrund der Plenardebatte überarbeitet. Wo sich das Protokoll dieser Debatte nicht eindeutig als Textänderung oder Hinzufügung in den Bericht einarbeiten liess, wurden entsprechende Anmerkungen in Klammern eingefügt.

I. Christsein - Bereitschaft zur Diaspora

Das Thema wurde unter drei Gesichtspunkten diskutiert:

Das Wesen der Diaspora

Das Verhältnis von Tradition und Situation

Die Kirche und ihre Umwelt (Gesellschaft)

Das Wesen der Diaspora

Lutherische Kirchen in Europa befinden sich in einer doppelten Diasporasituation:

der konfessionellen Diaspora und

der Diaspora in einer dem christlichen Glauben entfremdeten Welt.

Dabei ist es unterschiedlich, welche Situation vorherrscht. Kritisiert wurde in diesem Zusammenhang der Diasporabegriff in dem Referat von Dietrich Mendt. Er spricht nur von der Minderheits-situation in einer säkularen oder ideologisch andersartigen Umwelt. Für eine Reihe von lutherischen Kirchen in Europa aber ist nach wie vor die konfessionelle Diasporasituation bestimmend.

Neben den Diasporakirchen gibt es in Europa lutherische Volkskirchen. Sie können entweder Volkskirchen als Kirchen eines ganzen Landes sein (z.B. Norwegen, Schweden) oder Volkskirchen als Kirchen bestimmter völkischer Minderheiten in einem Lande (z.B. die slowakische Kirche in Jugoslawien oder die Kirche der Siebenbürger Sachsen in Rumänien).

Volkskirche und Diasporakirche bilden keine Alternative. Das Referat von Dietrich Mendt legt ein solches alternatives Verständnis nahe. Es ist nicht möglich, die Diasporakirche als die vom Neuen Testament gewollte Kirche (Mendt) anzusehen. Eine Diasporakirche kann durchaus volkskirchliche Strukturen aufweisen. Beide Formen von Kirche können ihren Auftrag vergessen. Es gibt keine theologischen Gründe, aus denen die eine Form der anderen vorzuziehen ist. Vielmehr gilt es zu erkennen, dass beide unter demselben Auftrag stehen. Allerdings ist es notwendig, dass jede Kirche in der Bereitschaft zur Diaspora lebt. Im Neuen Testament ist die Kirche als die "kleine Herde", als "Fremdling" und als das "wandernde Gottesvolk" beschrieben. Jesus rechnete damit, dass das Evangelium nicht von allen Menschen angenommen wird. In diesem Wissen hat er seinen Jüngern den Sendungsauftrag erteilt. Die Diasporasituation ist ein Aspekt der Kreuzesgestalt der Kirche.

Wesentlich ist die Erkenntnis, dass die Kirche, ob Volks- oder Diasporakirche, unter dem Sendungsauftrag ihres Herrn lebt. Sie ist missionarische Kirche. Die Form einer Kirche kann einen Einfluss haben auf die Art und Weise, wie sie ihren Sendungsauftrag konkret wahrzunehmen hat. Aber keine Kirche ist von ihrem Sendungsauftrag entbunden.

Tradition und Situation

Diese Frage wurde aus Zeitmangel nicht sehr gründlich diskutiert. Das Ergebnis ist daher fragmentarisch, kann aber als Denkanstoss für weitere Diskussion hilfreich sein. In einer Gruppe wurde unterschieden zwischen:

- a) fundamentaler, biblischer Tradition, die unmissverständlich ist,
- b) den Bekenntnissen, die durch die Wirkung des Heiligen Geistes als Ergebnis des Nachdenkens über den Glauben ihren Rang erhalten haben,
- c) der korrigierbaren Tradition von Agenden, Gesangbüchern, kirchlichem Brauchtum, usw.

(In der Plenardebatte, in der dieser Bericht diskutiert wurde, wurde von anderen Rednern darauf hingewiesen, dass die biblische Tradition nicht "unmissverständlich" ist und dass unter b) von den Bekenntnisschriften "verkürzt" geredet wird).

Eine andere Gruppe betonte, dass nicht die Bekenntnisschriften, sondern Christus und sein Evangelium in erster Linie als Tradition zu verstehen sind. Die Bekenntnisschriften sind lediglich Auslegung dieser Tradition, die Christus und sein Evangelium für eine bestimmte Situation interpretieren wollen. Sie zeigen einen bestimmten Weg auf.

Uebereinstimmung bestand darin, dass keine Kirche ohne die Tradition auskommen kann. Aber es geht nicht nur um die Bewahrung der Tradition, denn jede neue Situation fordert uns zu eigenem, aktuellem Bekennen heraus. Dabei ist die Tradition der Rückenwind in den Segeln, der uns nach vorn treibt. Zu bedenken ist auch, dass wir das Evangelium nicht nur in neue Situationen hineinpredigen. Das Evangelium schafft neue Situationen und neue Traditionen.

Kirche und Umwelt

Uebereinstimmung bestand darin, dass die Kirche eine öffentliche Verantwortung hat. Sie hat "Kirche für andere" zu sein, wobei die zahlenmässige Grösse einer Kirche keine Rolle spielt, sondern vielmehr ihre geistliche Kraft ausschlaggebend ist.

Dabei geht es nicht so sehr um die Abgabe politischer Stellungnahmen, sondern darum, das Christsein sichtbar zu machen. Oft besteht ein wirksames politisches Zeugnis gerade darin, dass die Kirche bei ihrer Sache bleibt, d.h. den Dienst der Versöhnung leistet. Andererseits soll die Kirche sich nicht um jeden Preis aus politischen Dingen heraushalten. Politische Stellungnahmen können zur Verantwortung der Christen gehören, z.B. in der Situation Südafrikas.

II. Die missionarische und ökumenische Herausforderung der Diaspora

In den Arbeitsgruppen wurden zwei Fragen behandelt:

1. Welche Behinderungen und Chancen gibt es in unseren Kirchen für die ökumenische Gemeinschaft?
2. Wie wahrt die konfessionelle Diaspora ihre Identität?

Behinderungen und Chancen der ökumenischen Gemeinschaft

Betont wurde, dass gegenseitiges Vertrauen die wichtigste Grundlage ökumenischer Arbeit ist. Wo es nicht vorhanden ist, ist ökumenische Zusammenarbeit nicht möglich.

Als Behinderungen ökumenischer Arbeit wurden genannt:

- a) unbewältigte Vergangenheit, z.B. Erinnerung an Verfolgungszeiten;
- b) ein starkes konfessionelles Bewusstsein, das meint, die rechte Verkündigung geschehe nur in der eigenen Kirche;
- c) Angst vor der Macht der anderen Konfessionen;
- d) nationale Behinderung, Volkszugehörigkeit und Konfessionszugehörigkeit werden in. eins gesehen;
- e) Generationsproblem: die älteren Pfarrer stammen aus einer Zeit, in der ökumenische Zusammenarbeit verpönt war, und können nun nicht so schnell umdenken;
- f) sprachliche und politische Abgrenzungen;
- g) Vorurteile, die die andere Konfession in ein bestimmtes Schema pressen;
- h) verschiedene Strukturen der Kirchen;

- i) sehr unterschiedliche theologische Aussagen und theologischer Fundamentalismus;
- j) nicht rechtes Wahrnehmen der Minderheit und dadurch keine Einsicht in die Notwendigkeit ökumenischer Zusammenarbeit;
- k) Minoritätskomplex;
- l) Proselytismus.

Als Möglichkeiten ökumenischer Arbeit wurden genannt:

- a) alle Behinderungen durchdenken und sie zu bewältigen suchen;
- b) gemeinsame Gespräche auf Ebene der Gemeinde und auf gesamtkirchlicher Ebene;
- c) Erkennen der gemeinsamen Verantwortung auf diakonischem und sozialem Gebiet und für die Menschheitsprobleme. Gemeinsame Probleme führen zu Gesprächen;
- d) gemeinsame Aktionen;
- e) gemeinsame Gottesdienste;
- f) gemeinsame Aus- und Weiterbildung der Pfarrer, zumindest gegenseitiges Kennenlernen in Traditionen und Situationen.

Die Identität der konfessionellen Diaspora

Konfessionelle Identität und ökumenische Offenheit sind keine Gegensätze. Sie schliessen sich nicht gegenseitig aus, sondern bedingen einander. Konfessionelle Identität ist die Voraussetzung für ökumenische Offenheit. Weil die eine Kirche im Einssein Christi mit dem Vater und mit den Seinen bereits Wirklichkeit und weil sie uns von Christus aufgetragen ist, ist ökumenische Offenheit nicht ins Belieben einer Kirche gestellt, sondern gehört zu ihrem Wesen. Konfessionelle Identität ist kein statischer Besitz, sondern muss in der Aktualisierung des Bekenntnisses jeweils neu gewonnen werden, und dies in ökumenischer Offenheit, im ökumenischen Gespräch, das mit dem Ziel geführt wird, zu besserer Gemeinschaft zu finden, damit die Welt sieht, dass die Christenheit eins im Glauben ist und so ihr Zeugnis glaubwürdiger wird. Wo das eigene Bekenntnis in die Isolierung führt und ökumenische Gemeinschaft blockiert, ist selbstkritische Besinnung geboten. Lutherische Kirchen können sich

durch die Konzentration auf die Rechtfertigung aus Glauben für das ökumenische Gespräch öffnen.

In einer Gruppe wurden in den lutherischen Bekenntnisschriften bestimmte Defizite festgestellt: Von Gemeinschaft und von Diakonie wird nicht gesprochen. Das Verständnis der Gemeinde als "creatura verbi" führt leicht dazu, dass die lutherische Gemeinde blosse Hörerschaft, Publikum bleibt. Verkündigung muss Versöhnung stiften.

(Eine Minderheit in der abschliessenden Plenardebatte sprach sich für die Streichung dieses Absatzes aus).

III. Laienausbildung in heutigen Diasporasituationen

Diskutiert wurde über zwei Fragen:

1. Ueber das Verständnis des "Laien",
2. Ueber die Ausbildung von "Laien" für den Dienst in Kirche und Welt.

Welches Verständnis haben wir vom "Laien"?

Es zeigte sich, dass sich die Frage nicht diskutieren lässt, ohne die Frage nach dem lutherischen Amtsverständnis mit zu bedenken. Dabei bestand bei unterschiedlichen Auffassungen im Einzelnen Uebereinstimmung darüber, dass es zwischen dem Ordinierten und dem Nichtordinierten keinen theologisch grundsätzlichen Unterschied gibt. Die Ordination verleiht keine besondere Qualität wie etwa die Priesterweihe nach katholischer Auffassung. Betont wurde die Vielfalt der Gnadengaben in der Gemeinde, die vom Heiligen Geist gegeben und darum unverfügbar sind. Entsprechend den Gaben gibt es in der Gemeinde eine Fülle von Aemtern oder Diensten, die je nach den zugeteilten Gaben zu verwalten sind. Alle Glieder des Volkes Gottes sind Mitarbeiter Gottes and als solche gleichberechtigt und gleichverpflichtet. Die Gemeinde überträgt bestimmte Aufgaben und bestimmte Verantwortungen auf bestimmte Menschen. Daraus kann weder eine besondere Ueberordnung noch eine Abwertung des öffentlichen

Predigtamtes abgeleitet werden. Um ihres Auftrages und um der vielfältigen Aufgaben willen braucht die Gemeinde eine Vielfalt von Diensten. Eine Absolutsetzung des öffentlichen Predigtamtes kann dazu führen, dass andere, notwendige Dienste übersehen werden und eine Gemeinde ihren Auftrag nicht mehr wahrnehmen kann.

Gewarnt wird vor einer Ueberforderung der "Laien". Es ist wichtig, dass viele entsprechend den vielen in der Gemeinde vorhandenen Gaben Dienste übernehmen. Gewarnt wird auch vor einer "Institutionalisierung" der Dienste. In manchen Laienausbildungsmodellen wird die Tendenz beobachtet, "Minipfarrer" auszubilden. Kritisch wird gefragt, ob hier nicht eine Engführung vorliege, die nur auf eine Vermehrung des Amtes des Pfarrers ziele.

Die Ausbildung von "Laien" für den Dienst in Kirche und Welt
Aus einem Erfahrungsaustausch über praktizierte Modelle und Erfahrungen in den verschiedenen Kirchen ergeben sich folgende übereinstimmende Gesichtspunkte:

- a) Laienausbildung sollte nicht nur ein Spezialisierungsgeschäft sein, sondern auf breiter Basis geschehen. Es kommt darauf an, alle Gemeindeglieder zum Zeugnis und Dienst in der Welt zu befähigen. Insofern ist "Laienausbildung" ein Aspekt jeder kirchlichen Arbeit, z.B. auch der Sonntagspredigt.
- b) Darüber hinaus ist eine spezialisierte Laienausbildung nötig. Sie richtet sich nicht an alle, sondern an Einzelne und Gruppen in der Gemeinde und wird je nach den Erfordernissen einer Kirche verschieden aussehen.
- c) Auch in kleinen Kirchen, die neben dem Amt des Pfarrers kaum andere hauptberufliche Mitarbeiter haben können, ist es wichtig, durch Laienausbildung eine Vielfalt von Diensten zu erreichen.
- d) Laienausbildung hat Rückwirkungen auf den Pfarrer. Er muss unter Umständen viel Geduld aufbringen. Die Redewendung:

wenn ich es selber mache, geht es schneller, ist kein Argument gegen Laienbildung. Laienbildung geschieht in einem wechselseitigen Lehr- und Lernprozess. Ordinierte und Nichtordinierte sollten auf der Basis echter Partnerschaft zusammenarbeiten.

- e) Laienbildung geschieht unter der Voraussetzung der Gewissheit, dass der Gemeinde von ihrem Herrn Gaben anvertraut sind, die es zu entdecken und zu nutzen gilt. Sie müssen nicht erst erfunden werden.
- f) Laienbildung geschieht letztlich mit dem Ziel, die Gemeinde missionsfähiger zu machen. Für die Ausrichtung ihres missionarischen Auftrages braucht die Kirche die Mitarbeit ihrer Glieder. Je qualifizierter diese Mitarbeit in der Kirche geschieht, desto effektiver wird die Kirche ihr Zeugnis in der Welt ausrichten können. Laienbildung hat darauf zu achten, dass sie nicht nur zur Erhaltung des eigenen Bestandes ausbildet, sondern dazu, Christen zum Zeugnis zu ermutigen und zu befähigen.

IV. Auf dem Weg nach Daressalam

Aufgrund der zu diesem Thema gehaltenen Referate diskutierten die Arbeitsgruppen die Frage, welche Erwartungen die Kirchen im Blick auf die VI. Vollversammlung haben. Folgende Themen wurden als vordringlich angesehen:

Das sozio-politische Engagement der lutherischen Kirchen

Weil das Wort Gottes in Christus "Fleisch" geworden ist, muss sich die Kirche den Fragen der Welt stellen, wobei deutlich bleiben muss, dass das Wort Gottes diese Welt auch in Frage stellt. Wort und Welt gehören zusammen. Es ist leichter, sich aus der Welt in einen Bereich inner Frömmigkeit zurückzuziehen, als sich den konkreten Problemen der Welt zu stellen. Aber die Inkarnation des Wortes gebietet, Wort und Welt, Wort und Tat, zusammenzuhalten. Es ist zu fragen, ob diese Einsicht nicht das traditionelle lutherische Kirchenverständnis verändern muss.

Muss nicht zu den Kennzeichen der Kirche (Wort und Sakrament) auch der Dienst der Liebe, das aktive Handeln aus der Liebe, gerechnet werden? (vgl. Vollversammlung, Seminar II.1).

In diesem Zusammenhang wurde auch die Frage der Gewalt diskutiert. Uebereinstimmung herrschte darüber, dass die Kirche vor allem anderen - auch in Situationen, in denen Gewalt herrscht - den Dienst der Versöhnung zu leisten hat. Lutherische Kirchen haben in ihrer Geschichte dadurch, dass sie ungerechte Machtsysteme stützten, zuweilen diesen Dienst der Versöhnung versäumt. Regimetreue der Kirche gegenüber sogenannten "christlichen" Unrechtsdiktaturen (Südafrika, Chile) belastet die Glaubwürdigkeit des christlichen Zeugnisses. Es wurde betont, dass die Kirche die prophetische Aufgabe hat, Regierungen, die Gewalt und Unterdrückung anwenden, auf ihr Unrecht hinzuweisen. Sie hat die diakonische Aufgabe, den Unterdrückten beizustehen. Keine Uebereinstimmung gab es darüber, ob das durch das Bemühen, Aenderungen auf friedlichem Wege zu erreichen oder in bestimmten Fällen auch durch Ermutigung zur Gewaltanwendung oder durch die Bitte, im Leiden auszuharren, geschehen soll.

Kirche und Ideologie

Die Ideologisierung erscheint als Gefahr des europäischen Denkens überhaupt. Im Bereich der Theologie können "Ideen" nur dienende Funktion haben. Der Einsatz für mehr Gerechtigkeit und Frieden sollte nicht vorschnell als Ideologie verdächtigt werden.

Es ist nicht sachgemäss, dem OeRK den Vorwurf zu machen, dass er Ideologien erlegen ist. Seine Programme wollen kein "Ideal" schaffen, sondern in bestimmten Situationen helfen. Aber einige sehen eine Gefahr für den OeRK darin, dass er immanenten Reichs-Gottes-Ideen Raum geben könnte.

(In der abschliessenden Plenardebatte wurde gesagt: "Ideologien sind eine lebensgefährliche Erkrankung des Denkens, die aus-

gerottet werden müssen", aber auch: "Ideologien sind eine Herausforderung für die Theologie".)

In bestimmten politischen Situationen kann das Evangelium Jesu zum Handeln zwingen. Dann ist es besser, auch Fehler zu riskieren als gar nichts zu tun. Es bleibt wichtigste Aufgabe der Kirche, schuldigen Menschen die Vergebung anzubieten und ihnen zur Umkehr zu helfen. Menschen zu ändern ist schwerer als Strukturen zu ändern. Dabei soll nicht übersehen werden, dass es in bestimmten Situationen auch notwendig sein kann, auf die Aenderung von Strukturen zu drängen.

Die Kirchen und die Bewegungen einer neuen Religiösität

Neue religiöse Bewegungen haben einen erheblichen Zulauf. Dabei handelt es sich um sehr verschiedene Phänomene. Evangelikale, charismatische oder sozio-politische Gruppen innerhalb und ausserhalb der Kirchen sowie Freikirchen und andere ziehen mehr Menschen an als die traditonellen Kirchen.

Diese Bewegungen sind eine Herausforderung an die Kirchen. Der Grund für das Wachsen dieser Bewegungen ist weniger in der sogenannten "modernen Theologie", die in den Kirchen Eingang gefunden hat, als vielmehr in den kirchlichen Strukturen zu suchen. Für viele ist die intellektuelle Einseitigkeit der Kirche ein Hemmnis. Sie vermissen das Gemeinschaftserlebnis in den Kirchen. Christlicher Glaube ist eine lebendige Sache. Die institutionalisierten Kirchen sind in der Gefahr, die Dynamik, das Leben, zu bremsen.

In diesem Zusammenhang wurde auch die Frage des "Neuheidentums" in Europa diskutiert. Sie wurde als ein wichtiges Problem erkannt, das bei der gesamten Thematik des Erwachens neuer Spiritualitäten in der säkularen Gesellschaft nicht übersehen werden darf.

Die Einheit der lutherischen Kirchen

Die Einheit der lutherischen Kirchen ist heute nicht evident. Es gibt erhebliche Kontroversen unter Lutheranern. Wieweit stellen sie die lutherische Gemeinschaft in Frage? Was ist die Basis dieser Gemeinschaft? Sie ist noch nicht damit gesichert, dass die Kirchen die Augustana unterschreiben. Es geht vielmehr auf der Grundlage der Bekenntnisschriften um die Formulierung des gemeinsamen heutigen Verständnisses des Evangeliums. Dabei kann von den sozialen und politischen Aspekten dieses Verständnisses nicht abgesehen werden. Wichtig ist die Klärung des Verhältnisses von Bindung und Freiheit innerhalb der lutherischen Gemeinschaft.

In diesem Zusammenhang wird die Bitte geäußert, den Informationsfluss innerhalb des Lutherischen Weltbundes zu verbessern und dafür Sorge zu tragen, dass in den Gremien des LWB alle Mitgliedskirchen in gerechter, angemessener Weise vertreten sind. Es wird weiter darauf hingewiesen, dass die zwischenkirchliche Hilfe, die die lutherischen Minderheitskirchen in Europa durch den LWB erfahren, auch künftig eine wichtige Aufgabe bleibt. Dabei ist nicht die finanzielle Hilfe das Wichtigste, sondern die Stärkung der Gemeinschaft.

Die ökumenische Verpflichtung der lutherischen Kirchen

Die Suche nach der lutherischen Gemeinschaft kann nicht ohne Öffnung zur Ökumene erfolgen. Lutherische Gemeinschaft und ökumenische Gemeinschaft müssen miteinander gesehen werden. Schon bei den Überlegungen zur theologischen Basis der Lutherischen Gemeinschaft muss gesagt werden, auf welche Weise sie die ökumenische Gemeinschaft fördern kann. In Nairobi wurde ein Modell ökumenischer Gemeinschaft entwickelt, das die regionale Ökumene zur Basis einer konziliaren Gemeinschaft macht. Dies Modell sollte durch die Lutheraner modifiziert werden. Nicht die Region, sondern die Konfession ist die Basis für die "versöhnte Vielfalt". In diesem Zusammenhang wurde vorgeschlagen, eine Studie über die Bedeutung der Region, des Territoriums, für die Kirchen

anzuregen.

* * *

Für die nächste Konferenz lutherischer Kirchen in Europa werden folgende Themen vorgeschlagen:

1. Neue religiöse und pseudoreligiöse Strömungen
2. Die christliche Anthropologie
3. Die Kirche und die Menschenrechte.

(In der abschliessenden Plenardebatte wurde gesagt: Entweder sollten die Themen 1. und 2. oder 2. und 3. im Zusammenhang behandelt werden. Referentenvorschlag: Für das Thema "Christliche Anthropologie" sollte Dr. Manas Buthelezi oder ein anderer afrikanischer Theologe gebeten werden.)

Ausserdem wurden zusätzlich die folgenden Themen oder Vorschläge für die nächste Konferenz genannt:

Amt und Ordination
Sakramente in ökumenischer Betrachtung
Schriftverständnis der verschiedenen Konfessionen.

T E I L N E H M E R L I S T E

=====

BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

- | | | |
|---|---|---|
| Superintendent Gottfried Daub | - | Ludwig-Wilhelm-Str. 9
D-7570 Baden-Baden |
| Kirchenrat Dr. Ernst Eberhard | - | Diemershaldenstr. 45
D-7000 Stuttgart 1 |
| Universitätsdirektor
Hans O. Finn | - | Eichendorffstr. 18
D-6601 Scheidt |
| Prälat Hermann Riess | - | Gänsheidestr. 86
D-7000 Stuttgart 1 |
| Frau Pfarrerin
Brigitte Schrödter
(Vertreterin des Gustav-
Adolf-Werkes) | - | Tulpenstr. 19
D-6501 Dienheim |

DAENEMARK

- | | | |
|---------------------|---|--|
| Pfarrer Jörgen Huss | - | Marstrandsgade 33
DK-2100 København Ø |
|---------------------|---|--|

DEUTSCHE DEMOKRATISCHE REPUBLIK

- | | | |
|--|---|---------------------------------|
| Propst Hans-Georg Haberecht
(Evang. Landeskirche
Greifswald) | - | Tuchowstr. 4
DDR-214 Anklam |
| Oberkirchenrat Dietrich Mendt
(Referent) | - | Lukasstr. 5
DDR-8032 Dresden |
| Oberkirchenrat Hans Schäfer
(Ev.-luth. Kirche in Thüringen) | - | Kirchplatz 4
DDR-6508 Weida |
| Oberkirchenrat Sibrand Siegert
(Ev.-luth. Landeskirche
Mecklenburgs) | - | Münzstr. 8
DDR-27 Schwerin |
| Kirchenrat Helmut Tschörner
(Nationalkomitee des LWB in
der DDR) | - | Auguststr. 80
DDR-104 Berlin |

FINNLAND

- | | | |
|--------------------------|---|--|
| Pfarrer Jussi Brummer | - | Appenzellerstr. 107
D-8000 München 712 |
| Pfarrer Alpo Valkeavaara | - | Tuomiokapituli, pl. 42
SF-70101 Kuopio 10 |

FRANKREICH

Eglise de la Confession d'Augsbourg d'Alsace et de Lorraine:

- | | | |
|--|---|---|
| Dr. André Appel | - | 1 A quai Saint-Thomas
F-67081 Strasbourg-Cedex |
| Pfarrer André Birmelé | - | Roppenheim
F-67480 Roeschwoog |
| Pfarrer Zoltan Daboczi | - | neue Adresse zur Zeit nicht
bekannt |
| Pfarrer Paul Frantz
(Referent) | - | Neuwiller-les-Saverne
F-67330 Bouxwiller |
| Pfarrer Pierre Kempf | - | place Spener
F-68150 Ribeauville |
| Pfarrer Gustave Koch | - | 8, pl. St. Pierre le Vieux
F-67000 Strasbourg |
| Pfarrer Weick | - | 1, rue des Lentilles
F-67000 Strasbourg |
| Pfarrer Fritz Westphal | - | 1, rue de la Paix
F-67120 Dorlisheim |
| Pfarrer Herbert Wild | - | 5, rue de la Redoute
F-67500 Haguenau |
| Pfarrer M.A. Wolff | - | Eckwersheim
F-67550 Vendenheim |
| Pfarrer Alfred Wohlfahrt
(französisches National-
komitee des LWB) | - | 7, rue du Temple-Neuf
F-67000 Strasbourg |

Jugendvertreter:

- | | | |
|---------------------------|---|---|
| Frl. Marlise Griesbaecher | - | 8, rue du Général Leclerc
F-67490 Dettwiller |
| Herr Georges Merckling | - | 54 Schillersdorf
F-67340 Ingwiller |

Eglise évangélique luthérienne de France:

- | | | |
|----------------------------|---|---|
| Pfarrer René Blanc | - | 24, rue des Archives
F-75004 Paris |
| Mme Hélène Hubscher | - | Résidence des 3 Tours
6, Allée du Japon
F-91300 Massy |
| Pfarrer Jacques-Noël Pérès | - | 38, rue des Martyrs
F-75009 Paris |
| Pfarrer Gérard Ruckwied | - | 174, Bd. Vincent-Auriol
F-75013 Paris |
| Pfarrer Alfred Schuller | - | 12, rue Kilford
F-92400 Courbevoie |
| Pfarrer Maurice Sweeting | - | 24, ave. Wilson
F-92500 Montbéliard |
| Pfarrer Jeanne Zurcher | - | 18, rue Alph. Cornaille
F-95870 Bezons |

GROSSBRITANNIEN

- | | | |
|-----------------------|---|--|
| Dean R. Muziks | - | 17, Ivanhoe House
Balham
London SW12 8PS |
| Pfarrer Robert Patkai | - | 8, Collingham Gardens
London SW5 0HW |

ISLAND

- | | | |
|-------------------------------|---|----------------------------|
| Professor Dr. Björn Björnsson | - | Marinbakku 12
Reykjavik |
|-------------------------------|---|----------------------------|

JUGOSLAWIEN

- | | | |
|---|---|---|
| Senior Vladimir Deutsch
(Evang. Kirche in den Sozialistischen Republiken
Kroatien, Bosnien und Herzegowina und in der autonomen
Provinz Wojwodina) | - | Gunduliceva 28
Zagreb |
| Senior Andrej Beredi
(Slowakische Evang.-Christl.
Kirche A.B. in Jugoslawien) | - | ul. Gombarova 102
YU-21211 Kisac (Backa) |

Pfarrer Gustav Skalic (Evang. Kirche A.B. in der Sozialistischen Republik Slowenien)	-	Moravci 5 YU-69221 Martjanci
---	---	---------------------------------

NIEDERLANDE

Pfarrer J. Gronloh †	-	Jansbinnensingel 24 Arnhem
Professor Dr. C. H. Lindijer (Referent)	-	Middenweg 213 Amsterdam O

NORWEGEN

Pfarrer Torgeir Havgar	-	Riddersvoldsgate 19 a N-7000 Trondheim
Professor Leif M. Michelsen	-	Aastveitskogen 9 c N-5084 Tertnes

OESTERREICH

Oberkirchenrat Dr. Hans Fischer	-	Severin Schreibergasse 3 A-1180 Wien
Superintendent Paul Pellar	-	Hohenheimstr. 3 A-9500 Villach
Bischof Oskar Sakrausky	-	Severin Schreibergasse 3 A-1180 Wien

POLEN

Pfarrer Edward Busse	-	neue Adresse zur Zeit nicht bekannt
Senior Paweł Kubiczek	-	ul. Warszawska 1 PL-12 100 Szczytno

RUMAENIEN

Pfarrer Michael Schuller (Evang. Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in der Sozia- listischen Republik Rumänien)	-	str. Gen. Magheru 4 R-2400 Sibiu
---	---	-------------------------------------

Dechant Pál László Matos (Evang. Synodal-Presbyteriale Kirche A.B. in der Sozialisti- schen Republik Rumänien)	-	Bloc 6, Sc. A.E. 2, app. 11 Timisoara-Zona Circumvalatiunii 3
Bischof Pál Szedressy	-	B-dul Lenin no. 1 R-3400 Cluj - Napoca

SCHWEDEN

Dr. Sam Dahlgren	-	Lästamakargatan 1 E S-754 34 Uppsala
Pfarrer P.O. Nisser (Referent)	-	Utbildningsnaemnden Birgerjarlsgatan 27 S-111 45 Stockholm
Herr Ingemar Söderström (Jugendvertreter)	-	Box 261 S-701 04 Örebro

SCHWEIZ

vom 18. - 20. September 1976 : (Herr Otto Diener Präsident des Bundes evang.- lutherischer Kirchen in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein)	-	Hirschwiesenstr. 9 CH-8057 Zürich
vom 21. - 25. September 1976: Dr. Peter Wepfer	-	Baselstr. 89 CH-4153 Reinach

SUED-AFRIKA

Herr B.F.Y. Khumalo	-	z.Zt. Hindenburgstr. 41 D-7410 Reutlingen
---------------------	---	--

TSCHECHOSLOWAKEI

Bischof Vladislav Kiedron (Schlesische Evang. Kirche A.B. in der CSSR)	-	na Nivách 7 CS-737 01 Cesky Tesin
Pfarrer Vilem Stonawski	-	na Nivách 7 CS-737 01 Cesky Tesin
Generalbischof Dr. Jan Michalko - (Slowakische Evang. Kirche A.B. in der CSSR)	-	Palisady 46 CS-801 00 Bratislava

Professor Dr. Karol Nandrasky - Legionarska 10
Bratislava

UDSSR

Pfarrer Kalle Kasemaa - Rayon Jogera
(Estnische Evang.-luth. Kirche) SU-202 361 Palamuse, EstSSR

Prof. mag. Elmar Salumaa - Veski 9
(Estnische Evang.-luth. Kirche) Kilingi-Nõmme, EstSSR

Senior Pfr. Harald Kalnins - Maskava 427-120
(Evang.-luth. Kirche Lettlands) Riga 66, LettSSR

Pfarrer Woldemar Plamsis - Incukalna 1 Q. 2
(Evang.-luth. Kirche Lettlands) Riga, LettSSR

UNGARN

Pfarrer Zoltan Baliko - Dischka Gyözö utca 6
H-7621 Pecs

Pfarrer Ferenc Lehel - Körmendi utca 2
H-9700 Szombathely

Bischof D. Dr. Ernő Ottlyk - Uellői utca 24
H-1085 Budapest

Pfarrer Andras Reuss - Puskin utca 12
H-1088 Budapest

KONFERENZ EUROPÄISCHER KIRCHEN

Dr. Gyula Nagy - Box 66
CH-1211 Genf 20

REFORMIERTER WELTBUND

Pfarrer Christian Schmidt - 2, rue du Bouclier
F-67000 Strasbourg

INSTITUT FUER OEKUMENISCHE FORSCHUNG

Dr. Gunars J. Ansons - 8, rue Gustave-Klotz
F-67000 Strasbourg

- | | | |
|---------------------------|---|---|
| Dr. Theodore Bachmann | - | Herausgeber der Lutherischen Rundschau/Lutheran World |
| Dr. Paul Hansen | - | Europa-Sekretär in der Abteilung für Kirchliche Zusammenarbeit |
| Dr. Carl-Johan Hellberg | - | Direktor der Abteilung für Kirchliche Zusammenarbeit |
| Pfarrer Risto Lehtonen | - | Sekretär für besondere Aufgaben in Europa/Abteilung für Kirchliche Zusammenarbeit |
| Frau Karin Kaufmann-Kinna | - | Dr. Hansens Assistentin |
| Frl. Karin Kaukerat | - | Pfr. Lehtonens Sekretärin |
| Pfarrer Gerhard Thomas | - | Bis Dezember 1976 Assistent im Generalsekretariat |

* * *



Lutherischer Weltbund

Kommission für Kirchliche Zusammenarbeit